

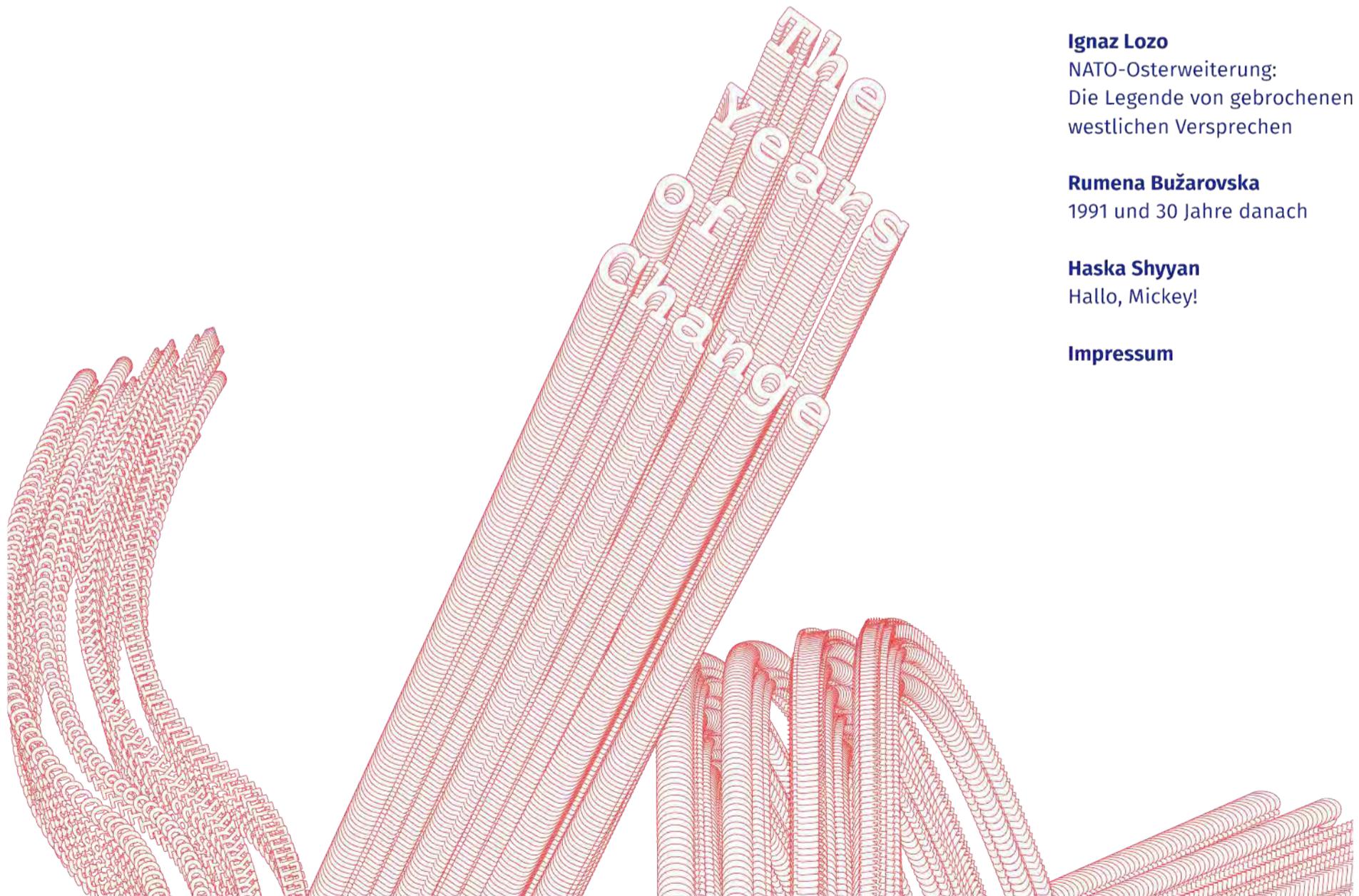
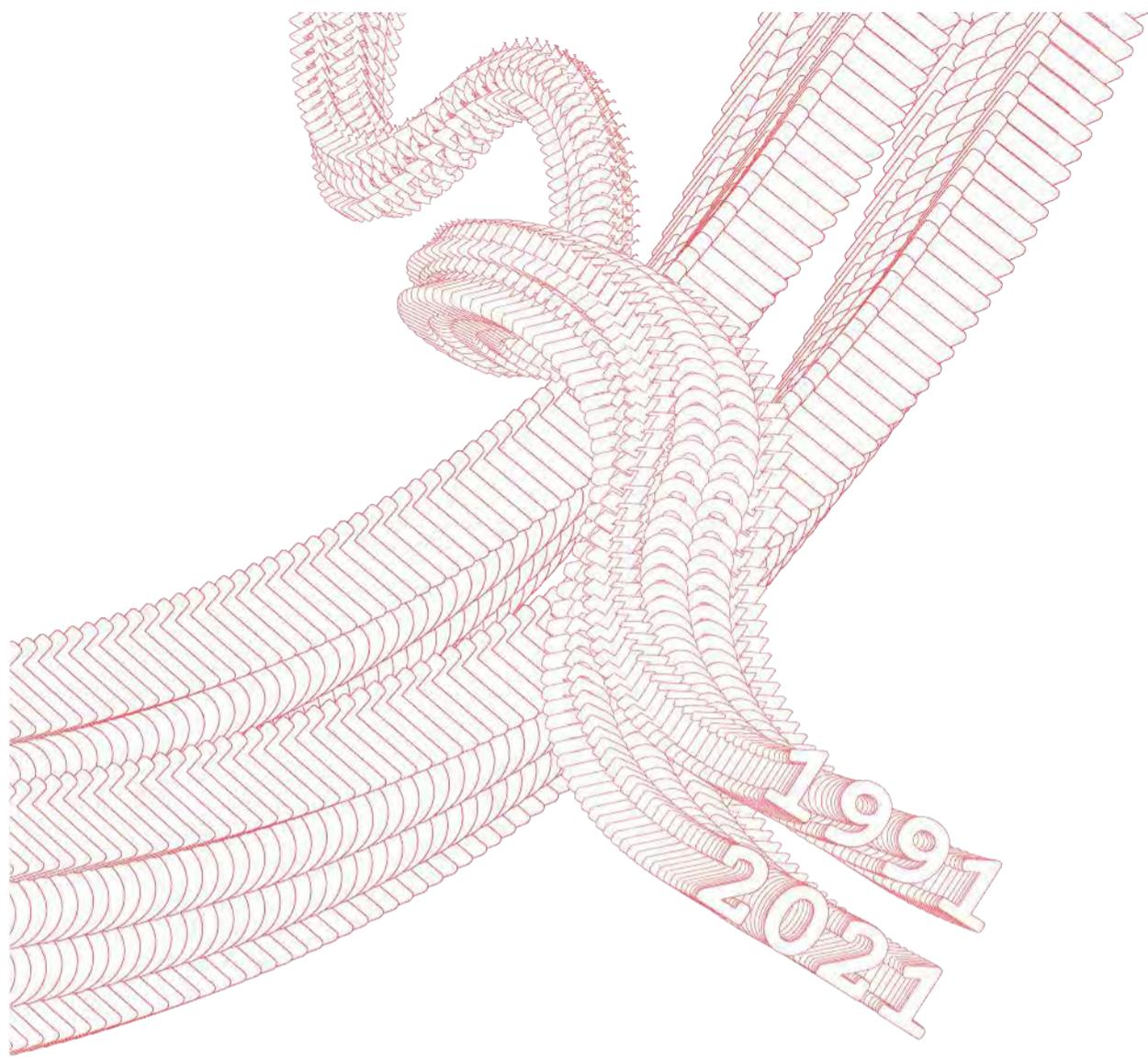
1991
—
2021

The 30 years of change

Mittel-, Ost- und Südosteuropa 30 Jahre danach

MAGAZIN

3 / 3



Inhalt

Vorwort

Karl Schlögel 5
Ein anderer Blick zurück –
30 Jahre danach

Dejan Djokić 6
Über Grenzen und Gedenken
(1921–1941–1991–2021)

Viktor Martinowitsch 8
Die Sowjetunion
ist nicht überall zerfallen

Volha Hapeyeva 9
schwierige arithmetik

Maša Kolanović 11
Immunität gegen
das Unglück

Serhij Zhadan 12
Die Zeit, in der sich die Luft
veränderte

Stanislaw Assejew 13

Ljubov Jakymchuk 14
Die Freiheit der Bergarbeiter
und Autoren

Christian Neef 15

Ignaz Lozo 16
NATO-Osterweiterung:
Die Legende von gebrochenen
westlichen Versprechen

Rumena Bužarovska 17
1991 und 30 Jahre danach

Haska Shyyan 18
Hallo, Mickey!

Impressum 20

Liebe Leserinnen und Leser,

in der Hand halten Sie die dritte und letzte Ausgabe des Magazins „The Years of Change 1989-1991“. Dreißig Jahre sind seit diesen epochalen Ereignissen vergangen, doch werden wir aktuell von diesen Erinnerungen eingeholt. Gemeinsam mit Wissenschaftler*innen, Journalist*innen und Schriftsteller*innen möchten wir dieses Phänomen ergründen, verstehen oder einfach nur beschreiben.

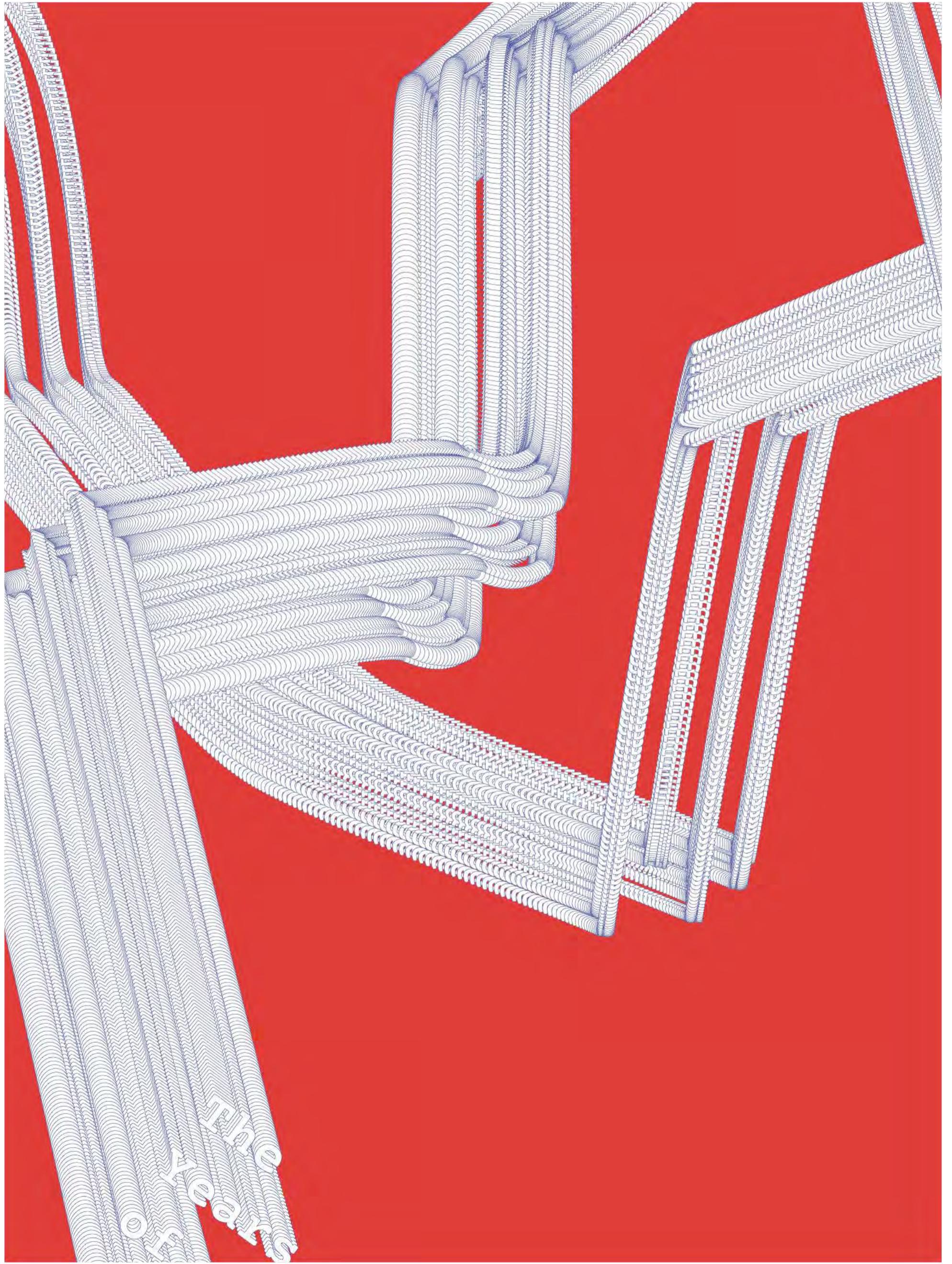
Der Umsturz sozialistischer Systeme in Ländern des Warschauer Paktes im Sommer 1989, der Fall der Berliner Mauer, die Exekution des rumänischen Diktators Ceausescu, die Unabhängigkeitserklärung der baltischen Staaten, der Zerfall der Sowjetunion und Jugoslawiens mit den darauffolgenden Kriegen: Die Jahre 1989 bis 1991 veränderten die West-Ost-Ordnung des Kalten Krieges grundlegend. Das „System“ war auf unvorhergesehene Art zusammengebrochen, der Weg zur Freiheit und Demokratie schien vorgezeichnet. Dreißig Jahre danach wird die demokratische Ordnung in Europa auf den Prüfstand gestellt. Populisten und Nationalisten gewinnen die Gunst von Teilen der Bevölkerung, sie verwalten Institutionen und erobern öffentliche und digitale Räume. Demokraten von damals und heute sehen sich dem Vorwurf ausgesetzt, Fehler im politischen Handeln begangen und zu passiv agiert zu haben. Autokratische Herrscher sind auf dem Vormarsch und setzen sich nach und nach über demokratische Rechtsordnungen hinweg.

Die Bundeszentrale für politische Bildung veranstaltete von 2019 bis 2021 das Programm „The Years of Change 1989-1991. Mittel-, Ost- und Südosteuropa 30 Jahre danach“. Waren 2019 zentraleuropäische Länder wie Tschechien, Ungarn, Polen und die Slowakei und 2020 die baltischen Staaten, Bulgarien und Rumänien Themenschwerpunkte, so wandte sich der Blick 2021 zwei Staatsgebilden zu, die nicht mehr auf aktuellen Karten zu finden sind: die Sowjetunion und Jugoslawien. Bedeutete der Zerfall der Sowjetunion für viele Länder eine lang ersehnte Freiheit, so versank Jugoslawien ein Jahrzehnt lang in nationalen Egoismen und Kriegen. Dreißig Jahre sind vergangen, doch die Spuren dieser Ereignisse sind bis in die Gegenwart sichtbar und zu spüren.

Zusammen mit elf Autor*innen reflektieren wir in dieser Ausgabe über historische Ereignisse und menschliche Schicksale, über kulturelle und gesellschaftliche Phänomene sowie literarische und kulturelle Zeugnisse. Eröffnet wird das Magazin mit dem programmatischen Text von Karl Schlögel, der mit der heutigen Perspektive auf das Jahr 1989 blickt: Für viele war der Mauerfall ein unvergesslicher Moment des Glücks. Doch es gab eine politische Schicht, die diesen Moment für sich nutzte, um die Macht zu ergreifen. Sie kannte die Instrumente, um ihren Einfluss geschickt einzusetzen, sich auf Kosten der Bevölkerung zu bereichern und auch um Kriege zu entfachen. Dejan Djokic nimmt die Leser*innen auf eine Reise durch eine Kartenlandschaft mit, analysiert dabei die Grenzverschiebungen auf den ex-jugoslawischen Territorien, die ihre Wirkung bis in die Gegenwart entfalten. Viktor Martinowitsch teilt mit uns nicht nur seine Kindheitserinnerungen an die sowjetische Zeit, sondern beobachtet die heutige Lage in seinem Heimatland Belarus akribisch und bietet uns eine überraschende Schlussfolgerung. In ihrem Gedicht versucht Volha Hapeyeva durch die Geschichte mehrerer Generationen die Arithmetik von Belarus zu entschlüsseln. Ihr Ergebnis ist bitter und ernüchternd. Maša Kolanović erinnert sich an ihre Kindheit in Jugoslawien, durch deren Mitte sich ein historischer Bruch zieht, und schlägt die Brücke in die Gegenwart, die ähnlich krisenhaft ist wie vor dreißig Jahren. Serhij Zhadan denkt an 1989 und schreibt über die Luft der Freiheit, die er bei den Protesten und den darauffolgenden Veränderungen in der Ukraine empfand. Stanislaw Assejew reflektiert in seinem Essay die nicht aufgearbeitete sowjetische Vergangenheit, was einer der Gründe des Krieges im Donbas ist. Ljubov Jakymchuk schreibt über ihre durch die sowjetische Geschichte gebeutelte Familie und fragt, welchen Beitrag nun Schriftsteller und Bergleute für die Unabhängigkeit der Ukraine geleistet haben. Christian Neef erinnert sich an die Zeit der Perestrojka, seine Begegnungen mit Michail Gorbatschow und stellt fest, dass Russland dreißig Jahre später dort steht, wo einst Gorbatschow begann. Ignaz Lozo räumt in seinem Beitrag mit dem Mythos auf, dass der Westen Vereinbarungen gebrochen und die osteuropäischen Staaten zum NATO-Beitritt gedrängt hat. Rumena Bužarovska kritisiert in ihrem Text die in der Vergangenheit wurzelnde Unfähigkeit eines patriarchalen und autoritären Systems, die Pandemie zu bekämpfen. Haska Shyyan nimmt uns in den Sommer 1989 nach Lviv in der Westukraine mit, in eine Zeit, die alles änderte, in der das Verbotene zur Realität wurde und auf der Straße protestiert und die eigene Meinung artikuliert werden konnte.

Wir danken allen Autoren und Autorinnen, Übersetzern und Übersetzerinnen für die Unterstützung und wünschen Ihnen anregende Gedanken beim Lesen.

Thomas Krüger
Präsident der Bundeszentrale für politische Bildung



10 Years



Karl Schlögel, 1948, hat Philosophie, Soziologie, Osteuropäische Geschichte und Slawistik studiert. Er war bis 2013 Professor für Osteuropäische Geschichte an der Europa-Universität Viadrina in Frankfurt/Oder. 2018 wurde er in die Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung gewählt. Seine Arbeitsschwerpunkte sind Geschichte der russischen Moderne und des Stalinismus, Dissidentenbewegung sowie Kulturgeschichte osteuropäischer Städte.

Ein anderer Blick zurück – 30 Jahre danach

Wir, die wir dabei gewesen sind in diesem „wahnsinnigen Augenblick“, als die Mauer fiel, werden das Gefühl des Glücks nie vergessen. Aber das ist nur eine Erinnerung, und dreißig Jahre danach ist es Zeit, zu verstehen, wie es dazu kommen konnte, dass die 89er um die Früchte der glorreichen Umwälzung jener Jahre gebracht worden sind. Wir haben nicht einmal einen Namen für die neue Situation: Mafia-staat, autoritäres Regime, Diktatur, Kleptokratie, Neo-Imperialismus, Großmacht-Chauvinismus. Es ist immer wohltuend, Begriffe zu haben – das suggeriert Sicherheit, Beherrschbarkeit. Aber das ist die Illusion derer, die schon immer alles besser wussten und auf den Begriff gebracht haben, was in Wahrheit unendlich komplex, unübersichtlich, unerklärt ist.

Es ist längst an der Zeit, sich einzugestehen, dass unsere Begriffe, unsere Sprache zur Wirklichkeit so wenig passen wie unser politisches Handeln, das von Ohnmacht, Reflexion, Bequemlichkeit, Resignation, wahrscheinlich auch einer Portion Feigheit gekennzeichnet ist. Es ist unendlich schwer, sich auf eine andere Zeit einzustellen, von der die Friedenszeit gewohnte und von Friedenszeit verwöhnte Generation des Kalten Krieges keine Ahnung hatte, auch nicht haben konnte. Sie wurde überrumpelt und tritt jetzt in einen Erfahrungshorizont ein, auf den sie nicht vorbereitet war; sie wurde überspielt von Kräften, die besser geschult waren im Umgang mit Macht und Gewalt. Ex-KGBler und Fachleute für Staatssicherheit waren und sind darin Profis, es war seit jeher ihr Metier, und sie haben enorm dazugelernt.

Es gibt eine andere Erinnerung an das, was vor dreißig Jahren passiert ist. Während die einen noch auf den Straßen das Ende des Imperiums und des totalitären Staates feierten, dessen Ende sie vielleicht ein Leben lang herbeigesehnt hatten, bereiteten sich andere schon auf die Chance ihres Lebens vor: zuzugreifen, wo immer es möglich war. Die Beschränkungen, die das gerontokratische Sowjetregime auferlegt hatte, abzustreifen, die neuen Möglichkeiten, zu Macht und Reichtum zu kommen, voll auszuschöpfen und die Kommandohöhen der Macht zu besetzen. Es gab diesen harten Kern von Leuten, der über das Wissen und die Kanäle verfügte, sich die Reichtümer des Landes unter den Nagel zu reißen und ins Ausland zu schaffen; es gab das Personal, das zur rechten Zeit am rechten Ort war, wo die alte Macht zerfiel und abgetreten war. Sie nutzten das Chaos, den Tumult, die Erregung, die Unerfahrenheit der Perestrojka-Begeisterten und brachten sich hinter deren Rücken in Form – und in den Besitz der ultimativen Waffen. Eine Analyse, die auf das „Gelingen“ oder „Scheitern von Reformen“ fixiert ist und welche die liberale Ordnung oder deren Verfehlung zum Maßstab der Beurteilung macht, verfehlt den Prozess, der hinter den Kulissen ablief. Die Gesellschaft war vollauf mit der Abwicklung der alten sowjetischen Lebensform beschäftigt und mußte alle Kraft zusammennehmen, sich in den neuen Verhältnissen einzurichten, während der innere Kern der alten Macht, die Geheimdienste und die mit ihnen verbundenen Oligarchen, den zeitweiligen Kontrollverlust rasch wettmachten und sich den neuen Verhältnissen entsprechend reorganisierten. Die neue Elite hat gelernt, wie man sich in der globalisierten Welt bewegt, sie weiß, wie man das Volksvermögen, das man sich skrupellos angeeignet hat, ins Ausland schafft und das Kapital für sich arbei-

ten läßt. Sie hat keine einzige Erfindung hervorgebracht, aber sie lebt in Saus und Braus wie kaum eine Rentiers- und Ausbeuterklasse vor ihr. Sie weiß alles über die Schlupflöcher des globalen Kapitalismus und über die Schwächen des Gegners, eines Westens der Doppelmoral und der Korruptierbarkeit. Sie kennt sich aus in der Grauzone zwischen Machtstrukturen und organisierter Kriminalität, sie räumt ihre Gegner aus dem Weg, im Lande wie jenseits der Grenzen, doch sie läßt ihre Pressesprecher und Talkshowmaster erklären, sie habe damit nichts zu tun. Sie demonstriert ganz beiläufig, dass sie mit jedem und jeder tun kann, was sie will. Sie weiß, wie man Kriegsangst schürt und wie man sich auf den Krieg vorbereitet, den zu führen sie bereits ist.

Auch im Westen gibt es eine Art von Ancien Régime, das sich an Voraussetzungen klammert, die sich längst aufgelöst haben. Man hält um jeden Preis an einem Dialog fest, über den die andere Seite nur Hohn lacht. Man hält an einem „Partner“ fest, der längst zum Gegner geworden ist. Man will den Kontakt nicht abreißen lassen, den die andere Seite längst abgebrochen hat. Man leistet sich den Luxus, die Welt retten zu wollen, während am anderen Ende Europas mit dem Feuer des Kriegs gezündelt wird.

„Man leistet sich den Luxus, die Welt retten zu wollen ...“

Die 89er Generation ist alt geworden. Sie tut sich schwer damit, sich von ihrem mit so vielen Hoffnungen erfüllten Erwartungshorizont zu verabschieden und sich auf die Härten einer radikal veränderten Welt einzustellen – einschließlich der Bereitschaft zur Selbstverteidigung. Sie könnte durch die Aufklärung dessen, was in den letzten dreißig Jahren hinter ihrem Rücken geschah, dazu beitragen, sich ein illusionsloses Bild von der Welt zu machen und der neuen Generation helfen, zu begreifen, womit sie es zu tun hat und noch zu tun bekommen wird. Das wäre weniger als die Rettung der Welt, aber bekanntlich ist weniger manchmal mehr. Die jungen Leute auf den Straßen von Minsk, Moskau, Chabarowsk und anderswo werden dort weitermachen, wo die 89er aufgehört haben. Und niemand wird ihnen dabei helfen außer sie sich selbst.

Über Grenzen und Gedenken (1921–1941–1991–2021)

Der gewaltsame Zusammenbruch Jugoslawiens vollzog sich bereits, als die slowenische Territorialverteidigung im Juni 1991 einige Grenzposten einnahm und auf die jugoslawische Volksarmee stieß. Acht Jahre später dann übernahmen internationale Friedenstruppen die Kontrolle über die bis dahin rein administrative Grenze zwischen Kosovo und Serbien. Zuvor war es von März bis Juni 1999 zu einem Krieg zwischen der jugoslawischen Armee, der NATO und kosovo-albanischen Guerillas gekommen.

Dazwischen lagen die Kriege in Kroatien (1991–92, 1995) und Bosnien-Herzegowina (1992–95). In ihnen kämpften diejenigen, welche die Grenzen der ehemaligen sozialistischen Republiken Jugoslawiens bewahren wollten, gegen jene, die versuchten, sie in diesem neuen postjugoslawischen Kontext neu zu ziehen.

Es mag paradox erscheinen, aber die Grenzverläufe wurden letztendlich durch keinen dieser Konflikte verändert – es änderte sich lediglich, wer sie kontrollierte. Zwar kam der Kontrolle über das Gebiet im Hinblick auf die politischen Ziele der beteiligten Kriegsparteien zentrale Bedeutung zu. Doch alle Bestrebungen, die von administrativen zu internationalen Demarkationslinien gewordenen Grenzen im ehemaligen Jugoslawien zu verändern, scheiterten bislang.

Im Gegensatz zur landläufigen Vorstellung haben sich Grenzveränderungen auf dem Balkan im Verlauf der Geschichte über einen längeren Zeitraum hinweg weder durchsetzen noch aufrechterhalten lassen. Der Staat Jugoslawien entstand nach einem Jahrzehnt kriegerischer Auseinandersetzungen, internationaler Konferenzen und innenpolitischer Debatten (1912–1921). Vor genau 80 Jahren, im April 1941, besetzten das nationalsozialistische Deutschland, das faschistische Italien sowie ihre Alliierten an den jugoslawischen Außengrenzen (Albanien, Bulgarien, Ungarn, Kroatien) das Land und teilten es auf. Doch nach dem Krieg erfolgte die Wiedervereinigung.

Das Jugoslawien unter Tito war, genau wie die Sowjetunion, eine von einer kommunistischen Partei geführte „ethnische Föderation“. Bosnien-Herzegowina stellte hier eine Ausnahme dar, denn seine aus verschiedenen Volksgruppen und Religionen zusammengesetzte Bevölkerung machte es zu einer Art Miniaturstaat im Staat Jugoslawien. Wie Russland in der Sowjetunion war auch das jugoslawische Serbien föderal organisiert und garantierte der Vojvodina und dem Kosovo einen Autonomiestatus.

Genauso, wie der sowjetisch inspirierte Staatssozialismus in Europa und die UdSSR nach 1989 zusammenbrachen, zerfiel auch Jugoslawien – dieses Mal hauptsächlich durch das Wirken innenpolitischer Triebkräfte. Die Fachwelt erörtert die Gründe für den Kollaps auch heute noch – dreißig Jahre später. Der mehrheitlichen Auffassung nach waren Auseinandersetzungen um die Gebietshoheit einer der wichtigsten Auslöser für die bewaffneten Konflikte, die ethnisch-religiös motivierte Gewalt und die Vertreibungen, die 1991 begannen. Mit anderen Worten: Sobald sich gezeigt hatte, dass die (Außen-)Grenzen Jugoslawiens nicht aufrechtzuerhalten waren, entbrannte der Konflikt über neue internationale Grenzlinien im Inneren.

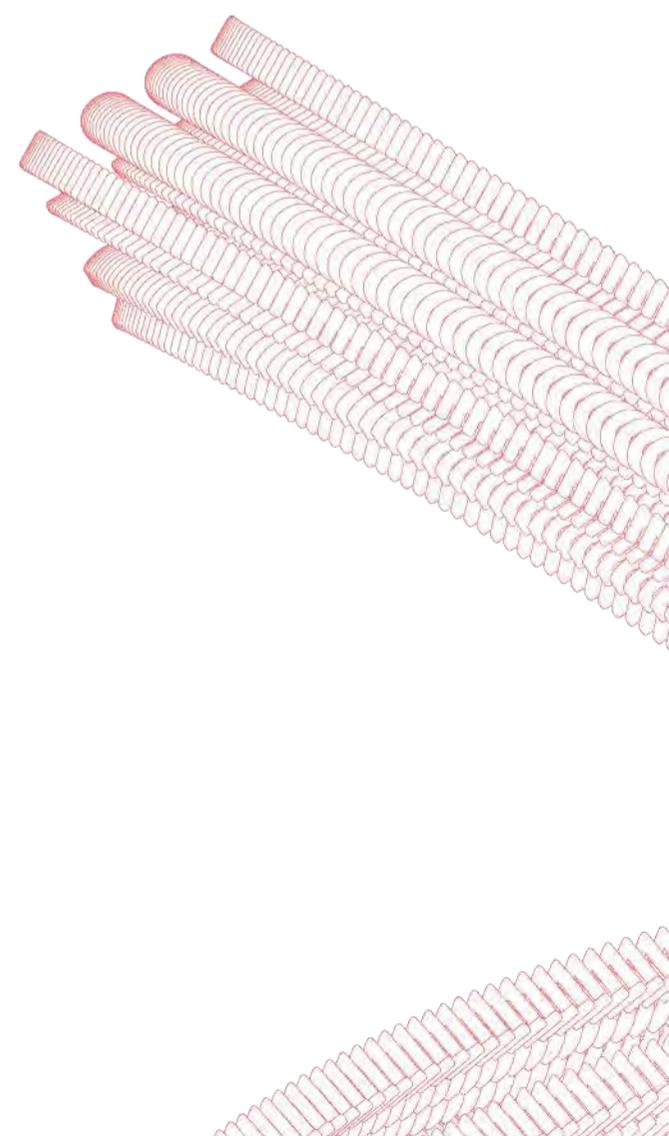
Die geographisch am weitesten verbreiteten Bevölkerungsgruppen – Serben und Kroaten – zogen in der zerfallenden jugoslawischen Föderation die „ethnischen“ Grenzverläufe grundsätzlich den Verwaltungsgrenzen vor – solange dies nicht mit ihren eigenen Zielen kollidierte, wie es etwa im Kosovo und in der Krajina der Fall war. Hier lebte jeweils eine große Anzahl ethnischer Albaner und Serben. Die brutalsten Konflikte ereigneten sich in den Gebieten mit der größten ethnischen und religiösen Durchmischung und in den am stärksten umkämpften Territorien: Bosnien-Herzegowina, Kroatien und Kosovo. Zwei wichtige, jedoch oft vernachlässigte Ausnahmen von dieser Regel finden sich im nördlichen und südwestlichen Serbien: einerseits in der Vojvodina, einer ethnisch vielfältigen Provinz mit einer großen ungarischen und kroatischen Bevölkerung, andererseits im Sandžak, wo die muslimischen Slawen bzw. Bosniaken leben.

Solange es keine ernsthaften Uneinigkeiten über die Grenzverläufe gab, konnte der bewaffnete Konflikt vermieden werden. Wie Aleksa Djilas anmerkt, erlebte auch Jugoslawien Fälle von „eivernehmlicher Scheidung“ – nämlich zwischen Kroatien und Slowenien, Serbien und Nordmazedonien, Serbien und Montenegro, Kosovo und Montenegro sowie zwischen dem Kosovo und Nordmazedonien. Hier lebt im Grenzgebiet zum Kosovo eine relativ große Gruppe ethnischer Albaner. Im Jahr 2000 entging Nordmazedonien, hauptsächlich dank internationalen diplomatischen Drucks, nur knapp einem Bürgerkrieg.

Selbst während der Phase staatlichen Zerfalls und radikaler Veränderung erwiesen sich nicht alle Sezessionsversuche als erfolgreich. Die internationale Gemeinschaft wollte die territoriale Integrität Bosniens und Kroatiens erhalten (allerdings nicht die des jugoslawischen Staatsgebiets 1991/92, der serbisch-montenegrinischen Union 2006 oder gar Serbiens zwei Jahre später). Die serbisch-kroatischen bzw. kroatisch-bosnischen Kleinstaaten bestanden nur für kurze Zeit und konnten die „jugoslawischen“ Grenzen Kroatiens und Bosniens nicht



Dejan Djokić, geboren in Serbien, ist Professor für Neuere und Neueste Geschichte an der Goldsmiths, University of London und aktuell Gastprofessor an der Humboldt-Universität zu Berlin. Zudem ist er Mitbegründer des renommierten Seminars „Rethinking Modern Europe“ an der University of London. Seine Forschungsschwerpunkte sind Autoethnographie, kollektive Biographie und Generationengedächtnis, Geschichte Serbiens seit dem Mittelalter sowie globale und transnationale Dimensionen des jugoslawischen Sozialismus und Dissenses.



verändern. Die bosnischen Serben schafften es ebenfalls nur bis zu einem bestimmten Punkt – zwar genießt die „Republika Srpska“ weitreichende Autonomie innerhalb des Staats, sie bleibt jedoch Teil von Bosnien-Herzegowina. 2008 erreichten die Kosovo-Albaner ihre Unabhängigkeit von Belgrad hauptsächlich durch externe Unterstützung, welche den separatistischen Bestrebungen in Bosnien und Kroatien verwehrt blieb. Dennoch bleibt die internationale Gemeinschaft in der Frage der Unabhängigkeit Kosovos gespalten.

Auch wenn Landkarten manchmal die Botschaft nationalistischer Bestrebungen und nationaler Stärke erwecken, können sie auch Angst und Unsicherheit streuen. Nicht zufällig zeigen die Flaggen Kosovos und Bosniens (sogar Zyperns), deren staatliche Souveränität sowohl im eigenen Land als auch international umstritten ist, das jeweilig beanspruchte Staatsgebiet – im Falle Bosniens handelt es sich um ein Dreieck, das dem Umriss des Landes ähnelt. Der verfassungsmäßige Anspruch Serbiens auf Kosovo zeigt eine vergleichbare Unsicherheit und Identitätskrise; Ähnliches gilt für die Umstellung Montenegros auf eine neue Flagge nach der Unabhängigkeit (zuvor war diese identisch mit der serbischen Flagge). 2018 stimmte das Parlament in Podgorica mehrheitlich dafür, einen Beschluss zur Vereinigung mit Serbien außer Kraft zu setzen, der 100 Jahre zuvor durch dieselbe Volksvertretung gefasst worden war.

Die Aussage einer Landkarte liegt stets im Auge des Betrachters. Eine Karte des besetzten und geteilten Jugoslawiens im Jahr 1941 kann entweder als „reaktionäres“ Symbol eines Anti-Jugoslawismus gelesen werden – oder als Symbol der Befreiung von der „Herrschaft Belgrads“. Das visuelle Abbild eines geeinten Jugoslawiens hingegen dient oft als wirkmächtige Erinnerung an die Stabilität, den Wohlstand und die internationale Bedeutung vergangener Zeiten. Für diejenigen, die eine jugoslawische Wiedervereinigung fürchten, kann es jedoch auch den (potenziellen) Verlust der Unabhängigkeit

„Die Aussage einer Landkarte liegt stets im Auge des Betrachters.“

symbolisieren. Ähnlich verfolgte einst, in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen, der Geist der Restauration des Habsburgischen Reichs manche Men-

schen in Mittel- und Osteuropa – anderen hingegen gab er Hoffnung.

Die Geschichte Jugoslawiens und seines Zusammenbruchs vor dreißig Jahren kann vielleicht mithilfe von Landkarten erzählt bzw. die konkurrierenden nationalen und staatlichen Ambitionen können durch Grenzverläufe und Landkarten visualisiert werden.

Die politischen und ethnischen Grenzen Osteuropas haben im vergangenen Jahrhundert teilweise radikale Änderungen erfahren, oft durch blutige Konflikte. Gleichzeitig leben in der Vorstellung vieler, die in diesen Ländern aufgewachsen sind, die Landkarten der Tschechoslowakei, Jugoslawiens und der Sowjetunion fort wie bei einem Rorschachtest (um ein Bild von Vesna Goldsworthy zu übernehmen). Der südslawische Sprach- und Kulturraum überwindet gleichsam die Grenzen der dem ehemaligen Jugoslawien entsprungenen Nationalstaaten, zum Leidwesen aller Verfechter ethnisch-nationalistischer Ansätze.

Zwar mag Jugoslawien vielleicht weder 1918 noch 1945 vollständig integriert worden sein – doch andererseits konnte es 1941 auch nicht zerstört werden, wie sich herausstellte. In gewisser Weise zerfiel Jugoslawien auch 1991 nicht vollständig – so jedenfalls sagte es mir einmal Vjekoslav Perica, einer der renommiertesten jugoslawischen Historiker. Tatsächlich haben die alten Verbindungen bis heute, 30 Jahre später, überlebt, und neue Verbindungen entstehen aktuell durch die außerordentlichen Herausforderungen, welche die Pandemie für die gesamte Region bedeutet.

Aus dem Englischen von TRANSLATIONES



Die Sowjetunion ist nicht überall zerfallen

Mit neun Jahren wurde ich feierlich in die Pionierorganisation aufgenommen. Ich musste das Gelöbnis auswendig lernen („Ich gelobe zu leben, zu lernen und zu kämpfen, wie es Lenin lehrt“) und ein rotes Halstuch kaufen. Die Feierstunde war so pathetisch, dass mein Klassenkamerad Sascha prompt in Ohnmacht fiel.

Jeder von uns hatte einen klaren und vorgezeichneten Weg in die Zukunft.

Das Erwachsenwerden schien einfach und ungefährlich.

Es waren noch drei Jahre bis zum Zerfall der Sowjetunion.

Die Perestroika war, glaube ich, die erfreulichste aller Katastrophen, die Europa heimgesucht haben.

Mein Vater war Ingenieur; nach 1991 lebte er mehrere Jahre von einem Gehalt, das umgerechnet sieben Dollar betrug.

Später fuhr er, der einen Hochschulabschluss hatte, als fliegender Händler nach Polen und verkaufte dort Töpfe, Wodka, Schmalzfleisch und andere Relikte der erloschenen Epoche, für die im Ausland noch Nachfrage bestand. Mit Wasser benetztes und mit Zucker bestreutes Schwarzbrot avancierte angesichts des Mangels für mich zu einer Köstlichkeit. Wenn irgendjemand Buchweizen aufgetrieben hatte, war das für unsere Familie ein Fest.

Doch außer Essen und Klamotten war da auch noch etwas anderes. Den Wind of change gab es tatsächlich, und an seinen betörenden Duft kann ich mich noch sehr gut erinnern. Die große Musik der Neunziger. Die großen Bücher und selbst die großen, epochalen Fernsehsendungen. Ich brühte den sowjetischen Tee („schwarz, lose“) ein zweites Mal auf, legte Musik von Viktor Zoj, Boris Grebenschikow oder Sergej Kurjochin

ein und wusste, dass Millionen Menschen um mich herum gleich dachten und atmeten.

Damals, als ich jung war, wollte es mir nicht in den Kopf, dass ich tatsächlich in der „sowjetischsten aller Republiken“ zur Welt gekommen sein sollte, in der „Weißrussischen Vendée“, wie der belarussische Dissident und Autor Ales Adamowitsch das Land nannte, womit er auf das westfranzösische Département Vendée anspielte, das seinerzeit die Errungenschaften der Französischen Revolution abgelehnt hatte. Damals wusste ich noch nicht, dass ein paar Jahre später alles zurückkommen sollte: die Pionierorganisation, die „Exekutivkommi-

tees“, die Zensur, die Angst, die fehlende Luft zum Atmen.

Es fällt mir schwer zu sagen, was genau in Belarus schiefgelaufen ist und worin die Ursachen liegen. Warum die sterbende Sowjetunion ausgerechnet in Minsk wieder neu keimen konnte. Vielleicht hängt es damit zusammen, dass uns die Unabhängigkeit 1989 buchstäblich in den Schoß gefallen ist. Die Belarussen haben sie nicht erkämpft, anders als in Litauen. Es wurde einfach irgendwann im Fernsehen verkündet, es gäbe jetzt eine neue Währung, eine neue Schule, neue Grenzen und ein neues Land. Wer nichts geopfert hat, gibt eine Sache leichtfertig preis.

Weil sie ihm ja eigentlich auch nicht gehört.

Vielleicht war es aber auch einfach nur so, dass in Belarus keine positive ideelle Alternative zur Sowjethymne und zum Sowjetmythos entwickelt worden ist. Während in den Nachbarländern die gewendete Parteinomenklatur ihren Mitbürgern leidenschaftlich von den Vorzügen eines Nationalstaates vorschwärmte, distanzierte sich der belarussische Führer Wjatscheslaw Kebitsch von der Belarussischen Volksfront (BNF) und versuchte, die Linie durchzusetzen, die noch unter Stalin entwickelt worden war. Als 1994 sein junger Opponent Alexandr Lukaschenko auftauchte, wurde er als Alternative zur Parteinomenklatur gewählt. In der Hoffnung, er würde Reformen durchführen und die Kommunisten zurückdrängen. Wer konnte ahnen, dass er in der Restaurierung der Sowjetunion die anderen noch weit übertreffen würde? Und dass die sowjetische Ideologie, die Sprache der „Fünfjahrpläne“ und „Telefonkonferenzen“, noch jahrzehntelang dominieren würde?

Es gibt noch eine weitere Version, warum die Belarussen nicht „Good bye, Lenin“ gesagt haben. Während nämlich in Moskau noch offen und ausführlich über die Verbrechen des Sowjetregimes, über die Gulags, Stalin und den Personenkult gesprochen wurde, während in den Nachbarländern Filme über den NKWD gedreht und Untersuchungen über die Ereignisse 1937 veröffentlicht wurden, gab es in Belarus nicht den kleinsten Hauch einer Aufarbeitung der Vergangenheit.

Kuropaty, der Ort, an dem die Opfer der Stalinschen Säuberungen zu Tausenden verscharrt wurden und den der BNF-Gründer Sjanon Pasnjak entdeckt hat, ist bis heute kein offizieller Gedenkort. Trotz der Schutzzone tobt um Kuropaty noch immer ein „Erinnerungskrieg“. Nachdem sie die Hoffnung aufgeben mussten, dort einen allgemein anerkannten Gedenkort zu schaffen, stellten die Aktivisten, denen Kuropaty am Herzen liegt, dort mehr als 70 Kreuze auf – ihre Umriss waren von der Ringautobahn aus



Viktor Martinowitsch, 1977, ist außerordentlicher Professor der EHU (Vilnius), lehrt Hermeneutik und Theorie der Kunst und des Schreibens. Martinowitsch ist Autor von sieben Romanen und zahlreichen Theaterstücken. Er lebt in Minsk. Der Film „Lake of Happiness“ (Aliaxej Palujan, Deutschland), der auf Victors Roman basiert, erhielt viele europäische Preise und war auf der Longlist für den Oscar 2021. Victors Theaterstücke werden auf Bühnen in Minsk und Wien gespielt.

gut zu sehen und bildeten eine schweigende Mahnung daran, welche Spuren die Sowjetunion in Minsk hinterlassen hat. 2019 wurden die Kreuze mit Bulldozern entfernt, was nicht allein gläubige Christen schockiert hat.

Ich bin mir sicher, dass die Massenproteste vom Sommer und Herbst 2020 sich nicht nur aus der Unzufriedenheit der meisten Belarussen mit den verkündeten Ergebnissen der Präsidentschaftswahl speisten. Die Menschen sind auf die Straße gegangen, weil sie es satt hatten, in Angst zu leben. Weil sie diese Angst, die das System mit der Sprache des verschwundenen Imperiums übernommen hat, nicht länger ertragen.

Die Arbeit, die nicht abgeschlossen wurde, muss jetzt von Neuem in Angriff genommen werden.

2020 haben sich jene einer Entsowjetisierung unterzogen, deren Eltern 1991 auf halbem Weg stehengeblieben waren. Und es entsteht der Eindruck, als müssten trotz der unzähligen gebrochenen Schicksale, der riesigen Emigrationswelle, der Hunderten politischen Gefangenen die Kinder jener, die 2020 inhaftiert worden sind, in zwanzig Jahren die Aufgaben von 1991 wieder neu in Angriff nehmen.

Weil die Perestroika in Belarus immer noch nicht Wirklichkeit geworden ist.

Aus dem Russischen von Claudia Dathe



schwierige arithmetik

Volha Hapeyeva, geboren 1981 in Minsk, ist eine Lyrikerin, Autorin, Übersetzerin und promovierte Linguistin. Für ihr Werk erhielt sie zahlreiche Preise und Auszeichnungen. Ihre Gedichte wurden in mehr als zehn Sprachen übersetzt. Auf Deutsch sind erschienen Lyrikband „Mutantengarten“ (Edition Thanhäuser, 2020) und Roman „Camel-Travel“ (Droschl Verlag, 2021). Volha Hapeyeva ist Mitglied des PEN-Zentrums Belarus.

diejenigen, die heute über achtzig sind
erinnern sie sich noch daran, wie des nachts die nachbarn plötzlich verschwanden
verwandte zu volksfeinden wurden

- personen mit falschen nachnamen
- gefährlichen ideen
- schädlichen büchern
- die nicht die richtigen sprachen sprachen

wie fast jeder im haus ein kleines haustier hatte
mit dem spitznamen angst

diejenigen, die heute über sechzig sind
erinnern sie sich, wie ihnen von den schwarzweißbildschirmen
von dem land erzählt wurde, in dem sie lebten

wo so viel getan werden konnte
man konnte die regierung lieben und den sport mögen
man konnte die wahre geschichte schätzen, solange sie der zeit der neuen machthaber
entstammte

man konnte schweigen
man konnte nichtdenken
und natürlich konnte man die grenzen des landes, der stadt und der wohnung nicht verlassen

denn der staat wird sich immer um die menschen kümmern
liest zeitung und bücher und löscht schädliche wörter aus ihnen
stellt eine liste gefährlicher berufe auf
gott bewahre, dass es diese für frauen gibt
tischler taucher oder mauerer
der staat führt die todesstrafe ein
schickt die unzufriedenen fort
die arbeit an der frischen luft in der steppe stärkt den charakter

diejenigen, die heute unter vierzig sind
lasen vor dreißig jahren noch märchen und glaubten vielleicht
das gute würde siegen
doch das, was gut für den einen ist, schafft trauer bei dem anderen
und mit der weganweisung immer der nase nach, gerät man in einen geheimnisvollen wald
dort ist der Baba Jaga und dem Koschtschei
der geruch der lebendenden zuwider
dort gibt es ein hüttchen auf hühnerbeinchen
verzauberte tiere, die einst menschen waren

in diesem wald wächst angst
die gleiche, die später in häusern und wohnungen lebt
in diesem wald ist es so leicht, sich zu verirren, zu verlieren
vor einem fels an einer kreuzung zu stehen und einen weg zu wählen
der dann zum labyrinth wird
und in dreißig jahren wieder zurück führt zum fels

und diejenigen, die heute unter vierzig sind, werden überrascht sein
wie sich die nachbarschaft verändert hat
geht man nach links – zahlreiche blumen
geht man nach rechts – unzählige vogelstimmen
und dieser weg – ist eine moebiuschleife

hier kann man
immer noch die regierung lieben und den sport mögen
man kann die geschichte aus der zeit des großen krieges schätzen
man kann schweigen
man kann nichtdenken
und die grenzen des landes, der stadt und der wohnung nicht verlassen

denn nur der staat sorgt sich ja richtig um einen
 also
 hört er nicht auf, zeitung und bücher zu überprüfen
 er löscht die liste der schädlichen berufe nicht
 er schafft die todesstrafe nicht ab
 und behandelt andersdenkende, indem er sie zu einem spaziergang mit in den wald nimmt

in der grammatik dieses landes
 gibt es nur zwei modi
 manche entscheiden sich für den konditional
 andere für den imperativ

es gibt keine obdachlosen und hunde auf den straßen dieses landes
 keine händler und streikposten
 nur sauberkeit und ordnung
 die ausländer sind glücklich
 die einheimischen stolz
 als würde man nicht merken, wie leute in uniform den vagabunden in den waggon werfen

diese sauberkeit ist ein luftloser raum
 wo nichts lebt
 wo es nichts gibt als
 SAUBERKEIT
 und
 ANGST
 die die uhr anhielt um 19:95

und während auf den karten umrisse geändert wurden
 staaten verschwanden und neue erschienen
 wurden auf den feldern die schmetterlinge weniger

der flug eines staubkorns auf einer strecke von dreißig jahren
 wer erinnert sich daran

Anmerkungen

1. Nach ihrer Unabhängigkeit von der Sowjetunion im Jahr 1991 hatte die Republik Belarus die historische weiß-rot-weiße Staatsfahne und das Wappen „Pahonja“ (ein schwertschwingender Ritter auf dem Pferd) als ihre Embleme gewählt. 1995 gilt als Wendepunkt der belarusischen Bestrebungen nach einem unabhängigen Staat. Am 14. Mai 1995 fand auf Initiative von Aljaksandr Lukaschenka das erste Referendum in der Geschichte des souveränen Staates Belarus statt. Nach den umstrittenen Ergebnissen dieses Referendums wurde der russischen Sprache der Status einer Amtssprache zugesprochen – die vorher einzig das Belarussische war. Die Staatssymbole wurden in alte pro-sowjetische geändert, der Präsident erhielt das Recht, das Parlament aufzulösen. Seitdem sind der streitende Ritter auf dem Pferd und die weiß-rot-weiße Flagge zu Symbolen der Opposition geworden.
2. Die Baba Jaga ist eine Gestalt der slawischen Mythologie. Sie tritt meist als alte, dürre Frau in Erscheinung, die im Wald lebt und über Zauberkräfte verfügt. Sie isst Menschen und wohnt in einer Hütte, die auf Hühnerbeinen steht.
3. Der Koschtschei – auch Koschtschei, der Ewige, der Todeslose, der Unsterbliche – ist eine mit magischen Kräften ausgestattete Figur, die in vielen slawischen Märchen vorkommt. Er ist vom Wesen her böse und hat die Gestalt eines knochigen alten Mannes, der junge Mädchen bedroht und gefangen hält. Er bezieht seine Stärke daraus, dass seine Seele nicht in seinem Körper wohnt.

Aus dem Belarusischen von Matthias Göriz



Maša Kolanović, geb. 1979 in Zagreb, ist eine Multigenre-Autorin und Professorin in der Abteilung für kroatische Sprache und Literatur an der Universität Zagreb. Ihre Werke umfassen Lyrik, Romane, Prosagedichte, Kurzgeschichten und wissenschaftliche Essays über Literatur und Populärkultur. 2020 erhielt sie für ihr Buch „Dear Pests and Other Chilling Stories“ den Europäischen Literaturpreis, den Publikumspreis der Buchmesse in Pula (Libar za vajak) und den Vladimir-Nazor-Preis für Literatur.

Immunität gegen das Unglück

Dreißig Jahre danach. Die Welt kämpft gegen eine Coronavirus-Pandemie, die „unsere“ Lebensart verändert hat, unsere Rituale und alle Annehmlichkeiten, an die wir uns gewöhnt haben und die uns als Selbstverständlichkeit vorgekommen sind. Es ist schwer aufzuzählen, was alles dazugehört: zur Arbeit und in die Schule gehen, Freunde und Verwandte treffen, reisen, offene Grenzen überqueren bis hin zu jedweden Plänen für die Zukunft ... Im März 2020 wurde, während „unsere“ bekannte Welt in Stücke zerfiel, in einem der zahlreichen Corona-Scherze, die sich in den sozialen Netzwerken verbreiteten, eine Szene aus dem Film *The Ballad of Buster Scruggs* der Gebrüder Cohen gezeigt. Wer diese schwarze Westernkomödie gesehen hat, kann sich sicher an den Anfang der Episode erinnern, in welcher der gescheiterte Bankräuber (James Franco) durch eine Ironie des Schicksals dem Tod entgeht, um am Ende der Episode durch dieselbe Ironie des Schicksals ungerechterweise zum Tode verurteilt zu werden. Unter dem Gal-

gen stellt Franco, versöhnt mit dem Tod, dem er schon einmal ins Auge gesehen hat, dem anderen Verurteilten, der die Situation viel schlechter erträgt, die Frage: „First time, ha?“ In diesem Scherz vom Beginn der Pandemie wurde seine Frage den „ehemaligen Jugoslawen“ zugeschrieben. Tatsächlich: Wer das Ende Jugoslawiens erlebt hat, hat das Ende einer Welt, die wir gekannt haben, erfahren, und die Entstehung einer ganz anderen, neuen Welt. Die Situation zu Beginn des Krieges erinnert in vielerlei Hinsicht an das, was wir am Anfang der Pandemie beobachten konnten. 1991 war eine Rückkehr zu den alten Verhältnissen nicht mehr möglich, und das Neue war gekennzeichnet durch Ungewissheit und Unvorhersehbarkeit; es war gespickt mit Hoffnung und Angst zu gleichen Teilen.

Ich gehöre zu dieser letzten – oder, wie man gerne sagt, verlorenen – jugoslawischen Generation, deren Kindheit sich auf zwei Staaten verteilt hat, wenn man Kindheit überhaupt in dieser Art und Weise aufteilen kann. Sie war geprägt von Krieg, quälenden Bildern und unzähligen Nachrichten, von dem Zerfall aller bekannten Umstände, von einem schwindelerregenden Umschreiben der Werte und einer Re-Symbolisierung der gesamten öffentlichen Sphäre. Der Sozialismus, seine Symbole und Werte, wurden in die Abstellkammer der Vergangenheit geworfen, und vor unseren Augen wurden neue Helden und vor allem neue Werte erschaffen,

die in den Schulen, in den Medien, in großen und kleinen Diskussionen gefestigt wurden ... Es gab viel Gerede über Freiheit, Unabhängigkeit und Demokratie, aber auch über „wir“ und „sie“ – eine Aufteilung, die bis zum heutigen Tag nicht an Kraft eingebüßt hat. Es wurde auch viel über das Erwachen des Unternehmergeistes gesprochen und darüber, dass wir die Mentalität des „Hängens an der Brust des Staates“ und die Erwartung, der Staat würde sich um jeden von uns kümmern, hinter uns lassen sollten. Wie kleine Pioniere, aber dieses Mal unter einer anderen Flagge, pickten wir die Körner dieser schönen neuen Welt auf. Allerdings bewahrten sich einige von uns in diesem politischen Reifungsprozess eine gesunde Dosis Skepsis. In meinem Fall war das vor allem ein Verdienst der Literatur. Und zwar jener Texte, die wir nicht in der Schule zu lesen bekamen. Die Entdeckung der Texte von Dubravka Ugrešić, Boris Buden, Slavenka Drakulić und der Autoren, die sich um die Wochenzeitung „Feral Tribune“ versammelt hatten, stellte den ersten Schritt meiner Entwicklung zum kritischen Denken dar. Die pazifistischen Texte jener Autoren, in denen unmissverständlich die Stimme gegen jede Gewalt erhoben wurde (und vor allem gegen die als legitim dargestellten Lügen

der neu gegründeten Staaten), gehörten zum „unbequemen“ Dissidentenkanon. Die Autoren wurden reihenweise zu Volksfeinden und Jugo-Nostalgikern erklärt. Für mich stellen diese Texte den Beweis dar, dass es auch in düsteren Zeiten Leuchttürme des gesunden Menschenverstandes gibt. Sie boten mir Einblicke, die man nicht auf der Landkarte des hegemonialen Diskurses eintragen kann und die immer in einem angespannten Verhältnis zur rezenten Gegenwart stehen. Diese Autoren haben ihre Haltung bis heute beibehalten und sind zum Glück nicht mehr so allein.

Kehren wir zurück zu jenen Werten aus der Epoche des Sozialismus, und zwar aus der Perspektive der Zeit dreißig Jahre danach. Zum Beispiel eine Krankenversicherung, die allen gleich zugänglich ist, die Fürsorge des Staates für jeden Einzelnen, die Solidarität mit den Schwachen und Verwundbaren ... kurz gesagt, all jene Kategorien, die sich nicht in das erwünschte Unternehmerimage fügen. In dieser Pandemiezeit, die in Kroatien durch die Erdbeben im März und Dezember 2020 erschwert wurde und die einer großen Anzahl von Bürgern enormen Schaden zugefügt hat, erinnern wir uns an diese Werte. Als zum Beispiel 1972 in Jugoslawien

„Doch wir stehen nicht zum ersten Mal unter dem Galgen.“

eine Pockenepidemie ausbrach, wurden in nur wenigen Wochen achtzehn Millionen Menschen geimpft. In Kroatien gab es einst ein Immunologisches Institut, in dem Impfstoffe unter anderem gegen Pocken, Masern oder Röteln produziert wurden. Heute wird dort nicht einmal mehr Antiserum gegen Schlangengift oder Impfstoff gegen Tetanus hergestellt. Während ich diesen Text im März 2021 schreibe, stockt der Impfprozess im gesamten Bereich der Europäischen Union. Zagreb, Sisak, Petrina, Glina und andere Orte haben sich noch immer nicht von den Folgen der Erdbeben erholt.

Im letzten Jahr erinnerte alles sehr stark an die Ereignisse vor dreißig Jahren, obwohl es keinen Krieg gab – der „Feind“ hat keine Charakterzüge, er ist nicht einmal sichtbar. Doch wir stehen nicht zum ersten Mal unter dem Galgen. Die „ehemaligen Jugoslawen“ ertragen die Pandemie vielleicht tatsächlich etwas leichter, da die bekannte Welt für sie schon einmal zerfallen ist, um dann wieder irgendwie zusammengefügt zu werden. Vielleicht haben sie einfach mehr als zwei Leben – oder zumindest eine etwas stärkere Immunität gegen das Unglück. Es liegt etwas Wahres in diesem Scherz, den ich nicht vergessen kann, obwohl neue Scherze über all dies, was uns dreißig Jahre danach geschieht, im Minutentakt entstehen.

Aus dem Kroatischen von Alida Bremer

Die Zeit, in der sich die Luft veränderte

1989 war ich zum ersten Mal auf einer Kundgebung. Ich weiß nicht mehr, worum es dort ging, aber man sah mehrheitlich blau-gelbe Fahnen. Das kommunistische System zählte seine letzten Tage, und die Einwohner von Charkiw – einer sowjetischen Industriemetropole – fingen plötzlich an, auf den Straßen und Plätzen zu demonstrieren; der demokratische Charakter der Stadt kam zum Vorschein. Damals war ich Schüler, und die Kundgebungen in Charkiw, bei denen ich dabei war, schienen mir ein Tor in eine andere Welt zu sein, genauer gesagt, waren sie ein Versuch, dieses Tor zu durchschreiten, Spielregeln zu ändern, das System ins Wanken zu bringen. Ein Bedürfnis nach Veränderungen hing in der Luft. Sie waren unvermeidlich und unumkehrbar, obwohl ringsum die sowjetische Realität weiterhin existierte: mit ihrer Planwirtschaft, mit dem Komso mol und der KGB. Doch Hunderte von Menschen mit blau-gelben Fahnen waren ein Zeugnis dafür, dass sich alles doch änderte, dass der Prozess, der seinen Anfang in den Demonstrationen und Protestaktionen genommen hatte, nicht mehr aufzuhalten war (auch wenn mancher sich das gewünscht hätte), dass alles erst jetzt begann und dass hier und jetzt – auf den Straßen und Plätzen ukrainischer Städte – über die Zukunft entschieden würde. Ich verstand nicht alles, was von der Tribüne gesagt wurde, ich kannte mich nicht aus mit den Details, ich kannte mich nicht aus mit den Programmen der neu entstandenen Parteien, die für Demokratisierung und Souveränität eintraten, doch die Atmosphäre einer gewissen Grenzerfahrung, des Widerstandes, eines großen gesellschaftlichen Aufschwungs, faszinierte mich. Man konnte förmlich spüren, dass die Luft anders wurde, dass sich die Sprache veränderte und die Bedeutung vieler Dinge.

Ich bin es gewohnt, zu Protestaktionen zu gehen. Ich bin es gewohnt, dass Menschen laut und offen ihren Unmut und ihre Wünsche zum Ausdruck bringen. Das ist eine alte und bewährte Form, um seine Rechte zu verteidigen: die direkte Rede, in der Wut und unmittelbare Unterstützung ihren Ausdruck finden. Ich erinnere mich gut an die Kundgebungen im August 1991 nach dem gescheiterten Putschversuch und an die Erklärung der ukrainischen Unabhängigkeit, ich erinnere mich an Gesichter Charkiwer Intelligenzija, ich erinnere mich an dieses erschütternde Gefühl: Vor unseren Augen, mit unserer Beteiligung wird Geschichte geschrieben. Ich erinnere mich an diese Mischung aus Angst und unglaublicher Energie Hunderter von Stimmen und nach oben gestreckten Händen. Ich erinnere mich an die Demonstrationen am Anfang der Nullerjahre, als in der unabhängigen Ukraine

eine erste Generation herangewachsen war, die auch auf die Straße ging, um ihre Sichtweise auf die Dinge zu verteidigen. Ich erinnere mich an den Herbst 2004, an die „Orangene Revolution“, an den Majdan in Charkiw, an Wut, Empörung und Entschlossenheit der Demonstranten, die am Ende gewannen und unserem Land wenigstens für eine gewisse Zeit eine andere Entwicklungsrichtung gaben. Und natürlich erinnere ich mich bin in alle Einzelheiten an die Ereignisse im Winter 2013/14 – Unnachgiebigkeit, Intonationen, Bewegungen. Ereignisse, die auch jetzt die Zukunft unseres Landes bestimmen.

Mir scheint, dass der Auslöser all dieser Ereignisse, Tendenzen, Proteste und Revolutionen das Ende der achtziger Jahre ist. Diese Welle, diese Verschiebungen, bestimmen vieles auch heute noch – sowohl in der „großen Politik“ als auch bei den Straßenprotesten. Das alte System, das Ende der achtziger Jahre einen Riss bekam, zeigte sich erstaunlich träge und fähig, sich selbst zu reproduzieren – fähig, revanchistisch zu sein. In hohem Maße sind gesellschaftliche Proteste, Demonstrationen, Machtwechsel und Unterstützungen verschiedener Kandidaten, welche die ukrainische Geschichte der letzten dreißig Jahre charakterisieren, in der Transformation der letzten sowjetischen Jahre verankert. Alles, was damals nicht getan, nicht reformiert, nicht ausdiskutiert wurde, beeinflusst weiterhin Politik und Gesellschaft in unserem Land und somit auch unsere Zukunft. Probleme mit der Lustration und Dekommunisierung, sprachliche und religiöse Fragen, Diskussionen über Geschichte und Außenpolitik – dies alles sind Dinge, die man damals, vor dreißig Jahren, hätte lösen müssen, und die Tatsache, dass sie immer noch nicht geregelt sind, erklärt zum Teil die Probleme von heute und zeigt uns, wie die Situation von morgen aussehen könnte.

Dreißig Jahre sind genug Zeit, um eine Bilanz zu ziehen, aber es ist zu kurz, um von dieser Bilanz nicht mehr beeinflusst zu werden. Mir scheint, dass die Welle, die sich in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre erhob, noch immer die Richtung unserer Bewegung bestimmt. Wahrscheinlich kann sie die Geschwindigkeit unserer Bewegung nicht mehr beeinflussen – diese hat nachgelassen und ist nicht mehr so mächtig wie früher, außerdem gibt es einen dauerhaften Widerstand – aber mir scheint, den Strom, in den wir alle vor dreißig Jahren fielen, kann keiner aufhalten. Zu laut war der Schuss, zu hoch die Erwartungen. Zu stark und zu deutlich hat sich die Luft geändert.

Aus dem Ukrainischen von Sofija Onufriv



12

Serhij Zhadan, geb. 1974 im Gebiet Luhansk, studierte Germanistik, promovierte über den ukrainischen Futurismus. Er publizierte zwölf Gedichtbände und sieben Prosawerke. Für „Die Erfindung des Jazz im Donbass“ wurde er mit dem Jan-Michalski-Literaturpreis und mit dem Brücke-Berlin-Preis 2014 ausgezeichnet (zusammen mit Juri Durkot und Sabine Stöhr). Zhadan lebt in Charkiw.

**„Vor unseren Augen,
mit unserer
Beteiligung wird
Geschichte
geschrieben.“**



Stanislaw Assejew, geb. 1989 in Donezk, ist Schriftsteller und Journalist. Von 2015 bis 2017 schrieb er unter Pseudonym für ukrainische Medien aus dem besetzten Osten der Ukraine. Im Juni 2017 verschwand er spurlos. Erst später wurde offiziell bestätigt, dass er von Kämpfern der sogenannten Volksrepublik Donezk verschleppt worden war. 2019 kam Assejew im Zuge eines Gefangenenaustausches frei. Der Autor lebt jetzt in Kyjiw.

Heidegger schrieb, nur in der Biografie hole das besinnende Denken das rechnende Denken ein. Letzteres versucht, den Menschen zu vereinheitlichen, sein Wesen auf Zahlen, Nutzen und das Maß des Wohlbefindens zu reduzieren. Einzig in der Betrachtung der eigenen Biografie erschließt sich dem Einzelnen der tatsächliche Sinn der Vergangenheit.

Der Krieg kann in dieser Hinsicht als Biografie eines Landes verstanden werden. Und heute, wo wir sozusagen kurz vor dem Beginn des zweiten Kalten Krieges stehen, kommen wir nicht umhin, uns mit dieser Biografie auseinanderzusetzen, denn letztendlich führt uns die gesamte Evolution des Menschen zu einer einzigen Frage: Wie schaffen wir es, unsere eigene Vernichtung zu verhindern? Die Atomwaffen sind, seit es sie gibt, der Spiegel der westlichen Zivilisation, in den mittlerweile die gesamte Welt schaut. Der Ausgangspunkt für diese Frage liegt hier, in Europa, „wo die Atombombe schon in Parmenides' Poem explodierte“, zweieinhalbtausend Jahre, bevor Hiroshima dem Erdboden gleichgemacht wurde.

Seit dreißig Jahren lebt Osteuropa schon in der postsozialistischen Wirklichkeit. Wie weit sind wir nun seit dem Ende der 1980er Jahre gekommen? Seinerseits sagte Carl Gustav Jung, als er über Verdrängung als psychischen Abwehrmechanismus nachdachte, er allein reiche nicht aus, um ein Problem zu bewältigen, denn das, was verdrängt worden sei, räche sich irgendwann in der Zukunft, wenn es nicht in der Erfahrung vergegenwärtigt werde. Das können wir nun, nach dreißig Jahren, an unserem Staat beobachten. Eine ausreichende Auseinandersetzung mit der sowjetischen Vergangenheit hat nicht stattgefunden, die Geschichte ist vielmehr verdrängt worden, weswegen die 1930er uns heute im Donbass wieder einholen. Dort gibt es in nahezu jeder größeren Stadt, die sich in der Gewalt der sogenannten Republiken befindet, Keller, in denen Folter praktiziert wird. Eingeholt wird allerdings auch das moderne Europa, von den Staffeln des Luftlanderegiments aus Pskow, die Russland in den letzten Monaten auf die Krim geschickt hat.

Die Folterkeller und Fallschirmstaffeln kommen nicht von ungefähr, aus dem Nichts. Sie entstammen nicht der Welt der Postwahrheit, Demokratie und Freiheit. Im Gegenteil: Sie verweisen darauf, dass neben der Welt von Elon Musk und Václav Havel eine mächtige Vergangenheit in Form der russischen, der „roten“ Raketen weiterhin lebendig ist. Die demokratischen Prozesse im Europa der ausgehenden 1980er Jahre haben die Welt der Postwahrheit entstehen lassen, in der jetzt, außer den Problemen mit Ökologie und Terrorismus, auch der Populismus auf der Tagesordnung steht. Emotionen und Likes in den sozialen Netzwerken, die kritische Zugänge verdrängen, stellen die tatsächlichen Fragen in Frage. Aber die „roten“ Raketen sind anders. Atomwaffen erheben den Anspruch auf die ultimative Wahrheit ohne Wenn und Aber. Die autoritären Regimes kennen alle Antworten, sie sind so eine Art Heilige Kirche, nur steht anstelle des Himmelreichs ein irdischer Staat, der irgendwann, in der Zukunft, für die Gläubigen den Himmel auf Erden schaffen soll. Den Platz Gottes nimmt hier der Souverän ein.

Deswegen ist es in unserer heutigen Zeit so wichtig, die eigene Biografie zu verstehen, in der die „samtenen Revolutionen“ und die heutigen Kriege nicht einfach historische Fakten sind. Es ist ein Schritt zur Freiheit, die ein neues Hiroshima nicht ausschließen kann.

Aus dem Ukrainischen von Claudia Dathe

„Die Folterkeller und Fallschirmstaffeln kommen nicht von ungefähr, aus dem Nichts.“



Die Freiheit der Bergarbeiter und Autoren

Eine kleine Siedlung städtischen Typs, städtisch waren daran allerdings lediglich die Kohlegrube und die Haldenkegel, die noch von unserem Hof aus zu sehen waren. Wenn der Haldenkegel qualmte, hieß das, die Grube war in Betrieb, also würde es auch Gehalt geben. Diese Regel galt allerdings nicht immer, manchmal war es auch so: Der Haldenkegel qualmte, und vom Monatslohn wurden nur zwei Prozent ausbezahlt. Was konnte man denn kaufen für diese zwei Prozent? Brot? Einen Strick, um sich im Schuppen zu erhängen, wie es der Vater meines Klassenkameraden getan hatte?

Die 1990er. Meine Eltern. Er war Brigadeführer im Schacht, sie Anlagenfahrerin in der Kohlefabrik. Nein, sie haben keinen Strick gekauft, sondern Mehl, um Brot zu backen, das dann billiger war als im Laden. Um zu überleben, pflanzten sie Gemüse auf dem schmalen Beet vor dem Haus. Um die eigenen Rechte durchzusetzen, nahm mein Vater an den Streiks teil und schlug mit seinem Grubenhelm auf den Asphalt vor den Verwaltungsgebäuden – er forderte Gerechtigkeit und die Auszahlung des erarbeiteten Lohns.

Einmal, 1997 war das, ging mein Vater sogar zu Fuß bis nach Luhansk, das waren fast hundert Kilometer. Der verblichene khakifarbene Rucksack aus Armeezeiten, Brot, Speck, Wasser und der Helm. Drei Tage waren die Kumpel unterwegs.

„Die Bergleute waren es auch, die die Unabhängigkeit der Ukraine durchgesetzt haben“, erzählte mein Vater mir und meiner Schwester. „Wir waren die ersten, die 1989 auf die Straße gegangen sind.“

Meine Eltern haben uns damals viele Geschichten erzählt. Von meiner Urgroßmutter zum Beispiel, die seinerzeit mit ihrer kleinen Tochter nach Sibirien deportiert worden war. Das „Verbrechen“, das sie begangen hatte, bestand darin, dass ihr Mann in der Ukrainischen Aufstandsarmee (UPA) gekämpft hatte. Sie sprachen von einem Onkel meines Vaters, der auch Gott weiß wohin deportiert worden war, weil er das Kosakenlied „Ljubo, bratzi, ljubo“ gesungen hatte. Als Kind dachte ich immer, das Lied würde von meiner Großmutter Ljuba handeln – von der, die mit ihrer Mutter nach Sibirien geschickt worden war. Und damit auch ein bisschen von mir, weil ich ja nach ihr benannt worden war. Doch in dem Lied ging es eigentlich um die Freiheit, die erkämpft werden musste. Meine Eltern sprachen also über Dinge, die kurz zuvor noch nicht einmal erwähnt werden durften. Darüber, was sie jetzt taten.

Während der Tauwetterperiode unter Chruschtschow wurden den Menschen die Au-

gen geöffnet, aber ihre Münder blieben verschlossen; während der Perestroika jedoch öffneten sich nach und nach auch sie. Es gab noch eine weitere symptomatische Geschichte, die bekannt wurde: Ein Jahr vor 1989, dem Schlüsseljahr für Europa und auch für die Ukraine, reiste eine Delegation von Psychiatern in die Sowjetunion, um ein Gutachten über die Psychiatrie vor Ort zu erstellen. Man wollte herausfinden, ob an dem Gerücht, es würde sich um eine Gefängnispsychiatrie handeln, etwas dran war. Die Delegation listete in ihrem Bericht viele Verstöße auf, unter anderem wurde auf einen Patienten verwiesen, dem die anwesenden sowjetischen Psychiater bescheinigten, er weise „jetzt, da sich die Sowjetunion geändert hatte, keine klinischen Schädigungen auf.“ Eine sehr interessante Geschichte: Kaum hatte sich die Sowjetunion geändert, war die Krankheit verschwunden? Oder wie?

Bei Patienten wie ihm war seinerzeit eine schwach ausgeprägte Schizophrenie oder eine paranoide Psychopathie diagnostiziert worden, deren zentrales Symptom eben jene geliebte Freiheit war, die mein Urgroßvater einst besungen hatte; in einschlägigen Unterlagen wurde sie bezeichnet als „einseitige Tätigkeit, insbesondere Kampf für die Freiheit“. In der Sowjetunion änderten sich psychische Krankheiten mit der Politik der herrschenden Partei. Das, was wir alle, meine ganze Familie, waren, war auf einmal die neue Normalität, nachdem es früher als Krankheit gegolten hatte.

Kehren wir jedoch zurück ins Jahr 1989. Damals hielten viele Vereinigungen in der Ukraine ihre Gründungskonferenz ab. Die Satzung für die zivilgesellschaftliche Gruppe Narodnyj Ruch zu perebudowy (dt. Volksbewegung für Umgestaltung) haben – schwer zu glauben – Schriftsteller geschrieben. Warum eigentlich nicht Politiker? Waren die Veränderungen denn tatsächlich so gewaltig, dass es Schriftsteller bedurfte, um ihnen eine Form zu geben? Zum Vorsitzenden des Organisationskomitees wurde ebenfalls ein Schriftsteller gewählt – Wolodymyr Jaworivskyj. Der erste Vorsitzende des Narodnyj Ruch (dt. Volksbewegung) war der renommierte Dichter Iwan Dratsch.

Genau zwanzig Jahre später, im Jahr 2009, war ich nicht nur Masterstudentin in Kiew, sondern moderierte im Ukrainischen Radio auch eine Sendung mit Iwan Dratsch. Nachdem die Liveübertragung zu Ende war, lud Dratsch mich zu einer Retrospektive seiner Filme ins Nationaltheater ein, das im Übrigen auch nach einem Dichter benannt ist, nämlich nach



Ljubov Jakymchuk, geb. im Gebiet Luhansk, ist Dichterin, Drehbuchautorin und Dramatikerin. Ihr Gedichtband „Apricots of Donbas“ wurde in zwanzig Sprachen übersetzt und erhielt den International Poetic Award der Kovalev Foundation (NYC, USA). Sie ist eine der einflussreichsten Kulturschaffenden in der Ukraine.

Iwan Franko. Es war eine spontane Einladung, und ich sagte sofort zu. Auf dem Weg zum Theater versuchte ich, das Gespräch am Laufen zu halten. Ich, ein Arbeiterkind, die Tochter eines Bergmanns und einer Anlagenfahrerin in der Kohlefabrik, die sich als Intellektuelle gab.

Er fragte mich: „Wollen Sie denn Regisseurin werden?“

Ich gab eine dumme Antwort, bin an der Philologie, so etwas in der Art. Darauf erwiderte er: „Sie sind in einem Alter, in dem man alles werden kann.“

Ich kann auch jetzt noch alles werden, auch wenn ich längst keine zwanzig mehr bin. Denn ich lebe in einem Land, in dem die Schriftsteller

den Staat gestalten, in einem Land, in dem die Bergleute den Staat gestalten. Also ging es in dem Lied doch um mich.

Aus dem Ukrainischen von Claudia Dathe

„Nein, sie haben keinen Strick gekauft, sondern Mehl, um Brot zu backen, das dann billiger war als im Laden.“



Christian Neef studierte und promovierte an der Universität Leipzig. Von 1979 bis 1990 arbeitete er als außenpolitischer Journalist beim Rundfunk und ab 1983 als dessen Korrespondent in Moskau. 1991 wechselte er zum Nachrichtenmagazin Der SPIEGEL, für das er viele Jahre als Korrespondent in Russland, aber auch als stellvertretender Auslandsressortleiter tätig war. Seine Schwerpunktbereiche sind die Berichterstattung aus Russland und den anderen ehemaligen Republiken der Sowjetunion. Neef veröffentlichte mehrere Bücher zur Politik und Geschichte Russlands.

Wenn ich die Zeit vor dreißig Jahren mit der heutigen Lage Russlands vergleiche, ertappe ich mich mitunter bei dem Gedanken: Es ist fast alles wieder wie früher, in der UdSSR. Die Einparteiherrschaft ist zum autoritären Präsidialregime mutiert, die Wirtschaft weiter bar jeder Innovation, die Zivilgesellschaft zum Schweigen gebracht, das Land schaut statt nach vorn nur zurück. Lediglich außenpolitisch gibt es einen Unterschied: Die Sowjetunion hatte sich in ihrer Endphase dem Westen geöffnet, Russland praktiziert heute das Gegenteil.

Mir fallen dann Malta ein und das Gipfeltreffen von Michail Gorbatschow und George Bush senior im Dezember 1989, wenige Wochen nach dem Mauerfall. Es war ein Ereignis, das optimistisch stimmte: Bush und Gorbatschow erklärten den Kalten Krieg für beendet.

Doch schon die Kulisse des Gipfels schien anzukündigen, dass uns noch andere Ereignisse bevorstünden: Einen solchen Sturm, wie er damals über Malta tobte, hatte ich noch nie erlebt. Der Wind türmte die Wellen in der Marsaxlokk Bay, wo die „USS Belknap“ und der sowjetische Lenkwaffenkreuzer „Slawa“ lagen, so hoch, dass sich die beiden Präsidenten auf das sicherere Kreuzfahrtschiff „Maxim Gorki“ retteten. Das Treffen wurde zum Seasick Summit, zum Gipfel der Seekranken.

Die Fernschreiber spuckten in jenen Tagen Eilmeldungen aus, die von den Vorgängen in Berlin und Prag berichteten. Zugleich häuften sich die Hiobsbotschaften aus Moskau: Die Konservativen in Gorbatschows Partei nahmen die Umbrüche in Ost- und Mitteleuropa als Beleg für den Irrweg seiner Politik, die Sowjetunion taumelte von einem Stimmungstief ins andere. Litauen hatte sich als erste Unionsrepublik zum souveränen Staat erklärt, und aus der Kommunistischen Partei hagelte es Forderungen nach einem Stopp der Demokratisierung. Als dann am 25. Februar 1990 in Moskau 600.000 Menschen auf die Straße gingen, um einen politischen Dialog und wirkliche Reformen zu verlangen, reichte es: Spezialeinheiten der Miliz sperrten den Weg ins Stadtzentrum ab, die führenden Zeitungen diffamierten den Volkswillen als „destruktiv“, und auf Betriebsversammlungen wurde beschlossen, den Lockrufen zu Massendemonstrationen nicht mehr zu folgen. Gorbatschow setzte zwar durch, dass die Kommunistische Partei ihren Machtanspruch aufgab, aber sie blieb eine zentralistische Avantgarde-Partei. Noch ein gutes Jahr verging bis zum Putsch von 1991 und bis zu jenem Dezembertag, an dem Gorbatschow sein Amt aufgab. Nur sechs Tage später löste sich die Sowjetunion auf.

Ich hatte im Moskauer Präsidenten-Hotel Gorbatschows Rücktrittserklärung miterlebt. 2011 traf ich ihn erneut und fragte ihn, warum er nie den Posten des Parteichefs aufgegeben und frei vom Zwang der Staatspartei regiert habe. „Ich bin mit neunzehn in die KPdSU eingetreten“, antwortete er, „ich sollte den Laden nun sprengen? Heute weiß ich: Ich hätte es tun sollen.“

Dreißig Jahre später scheint es, als hätten sich die Hoffnungen der damaligen Parteihardliner erfüllt: Das Volk ist noch immer von politischer Mitsprache ausgeschlossen und die Wirtschaft ineffizient wie eh und je. Dass Putin trotzdem besser dasteht als seinerzeit Gorbatschow, hat vor allem mit seiner Skrupellosigkeit zu tun und mit einem anderem Umstand: Zu Gorbatschows Zeiten lag der Ölpreis fast konstant unter 30 Dollar pro Barrel, 1986 stürzte er sogar ab auf neun Dollar – heute schwankt er

um die 70 Dollar. Putin kann Russlands Bevölkerung auch ohne Reformen ruhigstellen.

Dass das Land in mancherlei Hinsicht wieder dort ist, wo Gorbatschow einst begann, verdeutlicht

„Das Treffen wurde zum Seasick Summit, zum Gipfel der Seekranken.“

eine Nachricht ganz besonders. In einem Referendum sollen die Moskauer noch dieses Jahr entscheiden, was für ein Denkmal auf der Lubjanka aufgestellt werden soll – dem Platz vor dem Sitz der russischen Staatssicherheit. 1991 hatten Demonstranten die dort einst stehende Bronzeskulptur des Geheimdienstgründers Felix Dscherschinski vom Sockel gestürzt, dem Erschaffer der bolschewistischen Konzentrationslager.

Dreißig Jahre später befinden sich nun Zar Iwan III., Großfürst Alexander Newski sowie Ex-KGB-Chef Juri Andropow in der engeren Auswahl – und erneut Felix Dscherschinski!

Als es 1989 in einem Wettbewerb um die Zukunft des Lenin-Mausoleums vor dem Kreml ging, gefiel mir einer der Entwürfe besonders. Unmittelbar vor dem Mausoleum öffnete sich die Erde und gab den Blick frei in einen Krater, der einer umgestürzten Pyramide glich: ein Spiegelbild des Mausoleums, doch nicht wie dieses aus rotem Granit und Labrador, sondern in schwarzen Stein gehauen. Das Negativ sollte vor Lenins Nachfolger Stalin warnen und an die Millionen seiner Opfer erinnern.

Undenkbar, dass so etwas unter Putin noch machbar wäre.

NATO-Osterweiterung: Die Legende von gebrochenen westlichen Versprechen

Ob es nach dem Mauerfall 1989 zur deutschen Einheit kommen würde, hing davon ab, ob die vier Siegermächte des Zweiten Weltkriegs sich über die militärische Bündniszugehörigkeit Gesamtdeutschlands verständigen würden. Nachdem der Westen jahrzehntelang Freiheitsrechte für DDR-Bürger eingefordert hatte und verbal für die Überwindung der deutschen Teilung eingetreten war, kehrte sich diese Haltung zunächst ins Gegenteil um: Skepsis und Bremsen – darunter ausgerechnet seitens der britischen Premierministerin Thatcher, die wie keine andere zuvor immer als Kämpferin für Freiheit und Selbstbestimmung aufgetreten war.

Umgekehrt gab die Sowjetunion zweieinhalb Monate nach dem Mauerfall das Prinzip der deutschen Zweistaatlichkeit auf: Am 26. Januar 1990 fiel in einer Sitzung der sowjetischen Führung die Entscheidung zugunsten eines wiedervereinigten Deutschlands. Gorbatschow sagte, dass in der DDR keine realen Kräfte mehr existierten, stellte aber klar: „Das Wichtigste ist, dass niemand damit rechnen soll, dass ein vereinigt Deutschland in die NATO kommt.“¹

In der Bündnisfrage preschten Bundesaußenminister Genscher und sein amerikanischer Kollege Baker zunächst zugunsten Moskaus vor: Am 2. Februar 1990 traten sie in Washington vor die Presse. Genscher sagte: „Wir waren uns einig, dass nicht die Absicht besteht, das NATO-Verteidigungsgebiet auszudehnen nach Osten. Das gilt übrigens nicht nur in Bezug auf die DDR [...], sondern das gilt ganz generell.“²

Eine Woche später fragte Baker Gorbatschow in Moskau, ob er sich die Einbettung Gesamtdeutschlands in die NATO vorstellen könnte mit der Zusicherung, dass der Geltungsbereich der NATO „keinen Zoll“ nach Osten verschoben, also nicht einmal auf die DDR ausgedehnt würde. Gorbatschow erwiderte: „Jegliche Ausdehnung wäre inakzeptabel.“ Baker darauf: „Wir stimmen darin überein.“³

Baker musste diese Position aufgeben und räumte in der Retrospektive ein: „Ich hatte das weder mit dem Weißen Haus noch mit dem Nationalen Sicherheitsrat abgestimmt. Ich hatte das mit Genscher erörtert. Wir standen da am Anfang des Verhandlungsprozesses. Innerhalb einiger Tage [...] änderten die USA ihre Position, weil das Weiße Haus sagte: Moment mal! Wie soll das funktionieren? – ein Land zu einer Hälfte in einem Bündnis, zur anderen Hälfte draußen?“⁴

Am 10. Februar 1990 empfing Gorbatschow Bundeskanzler Kohl und machte dabei die

historische Zusage, dass die Deutschen selbst entscheiden könnten, ob sie in einem Staat leben wollten oder nicht. Bedingungen knüpfte er daran nicht, sondern verwies auf die geplanten Zwei-plus-vier-Verhandlungen.

Bei der Auftaktkonferenz in Bonn, wo sich am 5. Mai 1990 die Vertreter beider deutscher Staaten und der vier Siegermächte versammelten, hätte die Sowjetunion die Gelegenheit gehabt, die früheren Äußerungen von Baker und Genscher zur NATO-Erweiterung auf den Tisch zu legen und die westlichen Verhandlungspartner damit zu konfrontieren. Doch genau das tat Moskau weder am 5. Mai noch bei den folgenden Konferenzen.

Anfang Juni 1990 auf dem Gipfeltreffen zwischen den USA und der Sowjetunion in Washington und Camp David schien dann der Durchbruch in der NATO-Frage geschafft: Gorbatschow widersprach Präsident Bush sen. nicht, dass gemäß der Schlussakte von Helsinki auch das vereinigte Deutschland allein bestimmen dürfe, welchem Bündnis es angehören wolle.

Doch erst bei dem sogenannten Strickjackentreffen mit Bundeskanzler Kohl im Kaukasus sechs Wochen später gab Gorbatschow die eindeutige Zusage, dass Gesamtdeutschland die freie Bündniswahl habe. Rückblickend nennt er den Grund für den Positionswechsel in der NATO-Frage – dieser habe der politischen Logik entsprochen. „Da wir einerseits Deutschlands volle und uneingeschränkte Souveränität anerkannten, bedeutete das andererseits auch, dass Deutschland selbst über seine Bündniszugehörigkeit entscheiden darf.“

Vor allem in Moskau unter Präsident Putin – der übrigens erst seit wenigen Jahren behauptet, der Westen habe 1990 die Nichterweiterung der NATO gen Osten versprochen – wird mit oder ohne Absicht durcheinandergebracht, was westliche Politiker vor Beginn der Deutschlandverhandlungen geäußert haben und was am Verhandlungstisch der Zwei-plus-vier-Staaten tatsächlich besprochen und beschlossen wurde. Es ist ferner eine Legende, dass der Westen nur darauf gewartet hätte, neue Mitglieder gewinnen zu können. Nach der Auflösung der Sowjetunion 1991 dauerte es acht Jahre, bis Polen, Tschechien und Ungarn 1999 der NATO beitraten. Es war der Westen, der lange mit einer Aufnahme zögerte.

Dieser Aufsatz basiert auf der Biografie von Ignaz Lozo: „Gorbatschow. Der Weltveränderer“, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 2021.



16

Ignaz Lozo ist promovierter Osteuropahistoriker, ausgebildeter Journalist und Autor zahlreicher ZDF-Dokumentationen zu Russland. 2014 verfasste er die erste wissenschaftliche Monographie über den Putsch gegen Gorbatschow, die als Standardwerk gilt und als Übersetzung auch in Russland erschien. 2021 erscheint sein Buch „Gorbatschow“.

„Es ist ferner eine Legende, dass der Westen nur darauf gewartet hätte, neue Mitglieder gewinnen zu können.“

¹ Michail Gorbačev i germanskij vopros: Sbornik dokumentov. Moskva 2006, S. 307–308.

² Pressestatement Genschers vom 02.02.1990, in: Ignaz Lozo: *Poker um die deutsche Einheit*. TV-Dokumentation ZDF/Phoenix 2015.

³ Ebd.

⁴ Ebd.



Rumena Bužarovska, geboren 1981 in Skopje, Nordmazedonien, ist Schriftstellerin, Literaturwissenschaftlerin, Übersetzerin. Ihr Erzählband „Mein Mann“ (Suhrkamp, 2021) wurde in acht Sprachen übersetzt und machte sie zu einem Shootingstar der südosteuropäischen Literaturszene. Sie lehrt amerikanische Literatur an der Staatsuniversität Skopje und setzt sich für eine offene, diverse Gesellschaft in Nordmazedonien ein.

1991 und 30 Jahre danach

Es fühlt sich seltsam an, darüber zu schreiben, wie die Dinge vor dreißig Jahren waren und wie sie jetzt sind, denn da ist immer diese Angst, wie eine Art überlebende Laborratte betrachtet zu werden. Ich bin keine überlebende Laborratte, denken Sie bitte daran, wenn Sie dies hier lesen! Und denken Sie vielleicht auch darüber nach, woher dieses Gefühl kommen könnte. Nachdem ich das klargelegt habe: Was soll ich dazu sagen, wie es heute ist, nach dem Zerfall? Nicht besonders gut. War es damals besser? Das glaube ich nicht. Die Lage ist heute vermutlich besser denn je zuvor. Doch sie ist definitiv nicht gut genug.

Ich schreibe diese Zeilen in einer Zeit, in der die Menschen um mich herum krank sind oder sterben. Ein Freund von mir rief gerade an, um mir zu erzählen, dass sein älterer Vater mit Corona im Krankenhaus liege. Er sagte, die Klinik sei unterbesetzt, es seien keine Ärzte da, die ihm etwas über den Zustand und die Art der Therapie seines Vaters hätten sagen können. Er sagte mir, er hätte versucht, ihn zu füttern, aber sein Vater konnte nichts mehr bei sich behalten, weil er vom Essen ständig husten musste. Seine Bettwäsche war schmutzig. Mein Freund bat um frische Laken, und die Pflegekraft sagte ihm, er solle einfach die weniger verdreckten Laken eines anderen Patienten nehmen, der vorher da war. Daraufhin hat mein Freund das ganze Krankenhaus durchforstet, bis er schließlich saubere Laken gefunden hat.

Jedes Mal, wenn mir jemand so eine Geschichte erzählt, sehe ich, was alles falsch läuft mit diesem System, in dem wir leben, das im Grunde eine Fortsetzung der kulturellen und politischen Traditionen von vor dreißig Jahren ist. Ja, ich weiß, wir leben in Zeiten einer weltweiten Pandemie, und ich möchte die Leistungen unseres unterbezahlten medizinischen Personals auch gar nicht unterschätzen. Aber das Personal ist eben immer noch genau das: unterbezahlt. Wahrscheinlich ist so ziemlich jede

und jeder hier unterbezahlt, und die allgemeine unterschwellige Botschaft dahinter lautet: „Sei doch froh, dass du Arbeit hast!“ Dahinter steht die Vorstellung, dass Arbeit gegeben wird und dass jemand dich dazu bringen muss, sie zu tun, und wenn niemand dich zwingt, deine Arbeit zu tun, ist es völlig akzeptabel, dass du deine Arbeit eben nicht tust. Es wird sogar als Pluspunkt angesehen, wenn jemand in der Tradition unseres Volkshelden, dem „Listigen Peyo“, alternative, grausame und unethische Wege findet, das System auszutricksen, um sich Vorteile zu verschaffen – sich und seiner Familie (ah ja, die Familie ist hier immer noch das Ein und Alles, allerdings nur die eigene Familie. Die Familien anderer Leute sind unwichtig). Meines Erachtens nach beruht dieses abträgliche und destruktive Verhalten auf einer ganz einfachen Logik, die da lautet: „Das System respektiert mich nicht, also respektiere ich das System nicht.“

Ich weiß, dass das fast überall auf der Welt so ist, und doch sind die Hässlichkeit und Unmenschlichkeit autoritärer, patriarchaler Traditionen hier während der Pandemie vielleicht noch einmal besonders deutlich in Erscheinung getreten. Erstens herrscht hier insgesamt eine enorme Respektlosigkeit gegenüber den Bürger*innen, was zu einer Geringschätzung ihres

Lebens insgesamt führt. So gab es etwa zu Beginn der Pandemie das erdrückende Narrativ, die Menschen wären Tiere, die nicht in der Lage seien, selbst zu denken und daher die starke Hand eines entschlossenen Führers bräuchten, der sie in die richtige Richtung führen könne, zum Wohle aller (vor allem aber ihrer heiligen Familien). Dieses Narrativ wird nicht nur von der Regierung aufrechterhalten, die selbst davon profitiert. Es ist ein Narrativ, das im Denken der Menschen tief verankert ist und auf Traditionen zurückgeht, die – und hier kommen wir zum Thema – schon vor dreißig Jahren höchst präsent waren. Unzählige Male habe ich gehört, wie der Vergangenheit hinterhergetrauert wurde, wie das jugonostalgische Klagelied angestimmt wurde: Ach, hätten wir doch nur einen starken Führer, der alles wieder in Ordnung bringt! Wir sind solche Bestien, solche Barbaren, dass unsere einzige Hoffnung ein brutaler Mann ist, der uns maßregeln kann.

Dieses Narrativ schmerzt mich. Es ist meiner Meinung nach maßgeblich daran beteiligt, dass die Dinge schief laufen und dass die Lage jetzt so schlecht ist, wie sie ist. Dass die Leute um mich herum krank sind und sterben und verzweifeln. Dieses Narrativ beruht auf einem autoritären und zutiefst patriarchalen Ideal, demzufolge die Menschen wie kleine Kinder zu behandeln

sind, die Strenge brauchen und Disziplin, und das sie lehrt, dass ihr Wille irrelevant ist, unzutraglich, unwissend, unerfahren und manchmal sogar dumm. Und das wiederum ist der Nährboden für eine immense Verantwortungslosigkeit. Die individuelle Verantwortungslosigkeit des einzelnen Bürgers (der Ihnen schmutzige Bettwäsche gibt) ergibt sich zum einen aus einem Mangel an Anweisungen und zum anderen aus einem Mangel an erkennbarer Verantwortlichkeit der regierenden (Männer).

Dennoch sehe ich inmitten von alledem auch Hoffnung. Es gibt eine Entwicklung hin zu mehr Solidarität und Offenheit, eine zunehmende Bereitschaft, alte Wunden zu öffnen und sich alten Traumata zu stellen. Und meinem Eindruck nach sind Frauen die treibenden Kräfte in diesem neuen Erwachen, da sie sich dessen sehr bewusst sind, dass das autoritäre, patriarchale Modell des Regierens, das darauf beruht, dass die Bürger*innen manipuliert, missbraucht, respektlos behandelt und herumkommandiert werden, unvereinbar ist mit dem weiblichen Prinzip, das für die Förderung von Kooperation, Empathie und Vertrauen steht.

Aus dem Englischen von Anke Mai

„Das System respektiert mich nicht, also respektiere ich das System nicht.“



Haska Shyyan ist eine ukrainische Autorin, Übersetzerin, Bloggerin und Straßenfotografin. Sie gründete mit ihrer Schwester die Sprachbuchhandlung „Hallnbook“ und setzt sich gegen die intransparenten Korruptionssysteme im Bücherverkauf ein. Zu ihren Werken zählen die Romane „Hunt, doctor, hunt“ (2014) und „Im Rücken“ (2019), für den sie auch den Literaturpreis der Europäischen Union erhielt.

In meiner Erinnerung schwingt der Sommer 1989 wie Mickey Mouse, die an der einen Hand Lenin, an der anderen Jesus hält. Diese imaginierte Figur zeigt ihn, den Sommer von damals. Im Mai waren wir in die Pionierorganisation aufgenommen worden, das fühlte sich schon irgendwie merkwürdig an, aber die Rituale wurden dennoch eingehalten: Wir banden uns die roten Halstücher um und machten ein Foto am Lenin-Denkmal.

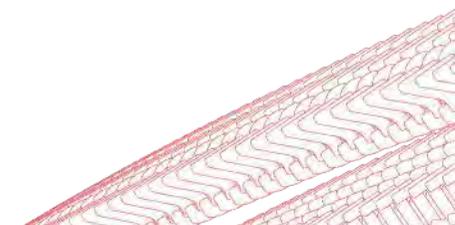
Der Sommer änderte alles. Warum, weiß ich nicht. Bis zum Augustputsch und zum Zerfall der Sowjetunion würde es noch zwei Jahre dauern. Noch waren Chip und Chap und ihre Rettungstruppe nicht im Fernsehen, in den Sommerferien konnte man sich nur zum x-ten Mal den sowjetischen Fünfteiler *Der Gast aus der Zukunft* ansehen. Aber als wir am 1. September in die Schule zurückkehrten, waren die Lenin-Porträts von ihren Ehrenplätzen über der Tafel verschwunden – man hatte sie sehr vorsichtig und in gewisser Weise heimlich aus den Klassenzimmern entfernt, indem man sie nach der Renovierung einfach nicht wieder aufhängte.

Vielleicht lag das an den amerikanischen Schülern, die zum Austausch an unsere Schule gekommen waren. Sie trugen keine Schuluniform, nein, sie trugen sogar Bluejeans – dieses schreiende Symbol des faulenden, verführerischen Westens. Und das war noch nicht alles. Wir schrieben damals mit Füllfederhaltern, und ein Mädchen betupfte einfach nach dem ersten Klecks, den sie sich beim Schreiben mit diesem vorsintflutlichen Teil auf die Hose gesetzt hatte, die ganze Hose mit Tintenflecken, statt sie zu waschen. Zu ihrer Rechtfertigung muss man allerdings sagen, dass es damals in Lwiw nur zu bestimmten Tageszeiten fließendes Wasser gab und Waschvollautomaten einer Interstellarrakete aus einem Fantasyfilm gleichkamen. Trotzdem war diese beinahe schon künstlerische Performance eine unerhörte und einzigartige Frechheit, das erste Scherflein der jugendlichen Rebellion, auf die offenbar alle gewartet hatten. Natürlich protestierten auch wir gegen die Schuluniform, indem wir jeden Tag etwas mehr von dem anzogen, was der bescheidene Kleiderschrank jener Jahre hergab, und uns so nach und nach von den braunen Kleidern mit weißen Schürzen und steifen Jacketts trennten. Die Halstücher waren ohnehin schon verschwunden. Interessanterweise nahmen die Lehrer und die Schulleitung dies alles ohne jeglichen Widerstand und ohne Schuldzuweisung hin, als hätten sie selbst nur auf diesen Moment der Freiheit gewartet, der sie erfasste und herausschleuderte aus dieser Welt, die sie längst satt hatten und der sie schon lange entfliehen wollten. Ob es nun der fehlende Komfort im Alltag und die nächtlichen Schlangen nach den lebensnotwendigen Dingen waren oder das Misstrauen der Menschen untereinander und die Lügen des Systems – alles zusammen jedenfalls hatte für die meisten, unabhängig von Alter und Beruf, das erträgliche Maß endgültig überschritten.

Ein wichtiger Katalysator war für viele das plötzliche gemeinsame Bekenntnis zum Glauben – endlich brauchte man den Kirchengang nicht mehr geheim zu halten, es kam in Mode, im Kirchenchor zu singen, und das gemeinsame Morgengebet wurde zu etwas Freiwillig-Verpflichtendem, was in gewisser Weise all die sowjetischen ideologisierten Schulaktivitäten ersetzte. Nunmehr wurde man nicht mehr feierlich in die Reihen der Pioniere aufgenommen, sondern ging zur Erstkommunion, die Taufe der Kiewer Rus jährte sich schließlich gerade zum 1001. Mal.

Für mich, die ich als Kind weder mit dem einen noch dem anderen wirklich etwas anfangen konnte, ähnelte dieser Sommer der ironischen und munteren Gestalt einer Disneyfigur, der man nachlaufen wollte, um zu erfahren, was dann kommt. Die Disneyfiguren kannten schließlich den Weg zum Glück. Vielleicht half genau diese Illusion der jugendlichen Psyche in den folgenden zehn Jahren, die geprägt waren von Hyperinflation, politischer Instabilität und Orientierungslosigkeit, nicht unter die Räder zu kommen. Das allmonatliche Anfügen weiterer Nullen auf den Geldscheinen schien mir nichts als ein neues Abenteuer von Onkel Dagobert, die Notwendigkeit, erfinderisch zu sein mit der alten Kleidung meines Vaters und den Stoffresten, die sich noch im Schrank fanden, erinnerten an den Einfallsreichtum der geistreichen Maus Trixi, und die Schlange nach Butter, in der viele Familien am 31. Dezember standen, war nichts anderes als ein Weihnachtsträtsel für die Protagonisten aus Entenhausen.

Wie in vielen früheren Sommern kam auch in diesem Jahr eine ehemalige Klassenkameradin meiner Mutter zu Besuch, die schon seit zehn Jahren in der DDR lebte. Ihr Mann und sie hatten einen coolen Wohnwagen, vor den sie ihren Wartburg spannten, um sich so auf den weiten Weg durch mehrere Länder zu machen. Den Wohnwa-



„Sie trugen keine Schuluniform, nein, sie trugen sogar Bluejeans – dieses schreiende Symbol des faulenden, verführerischen Westens.“

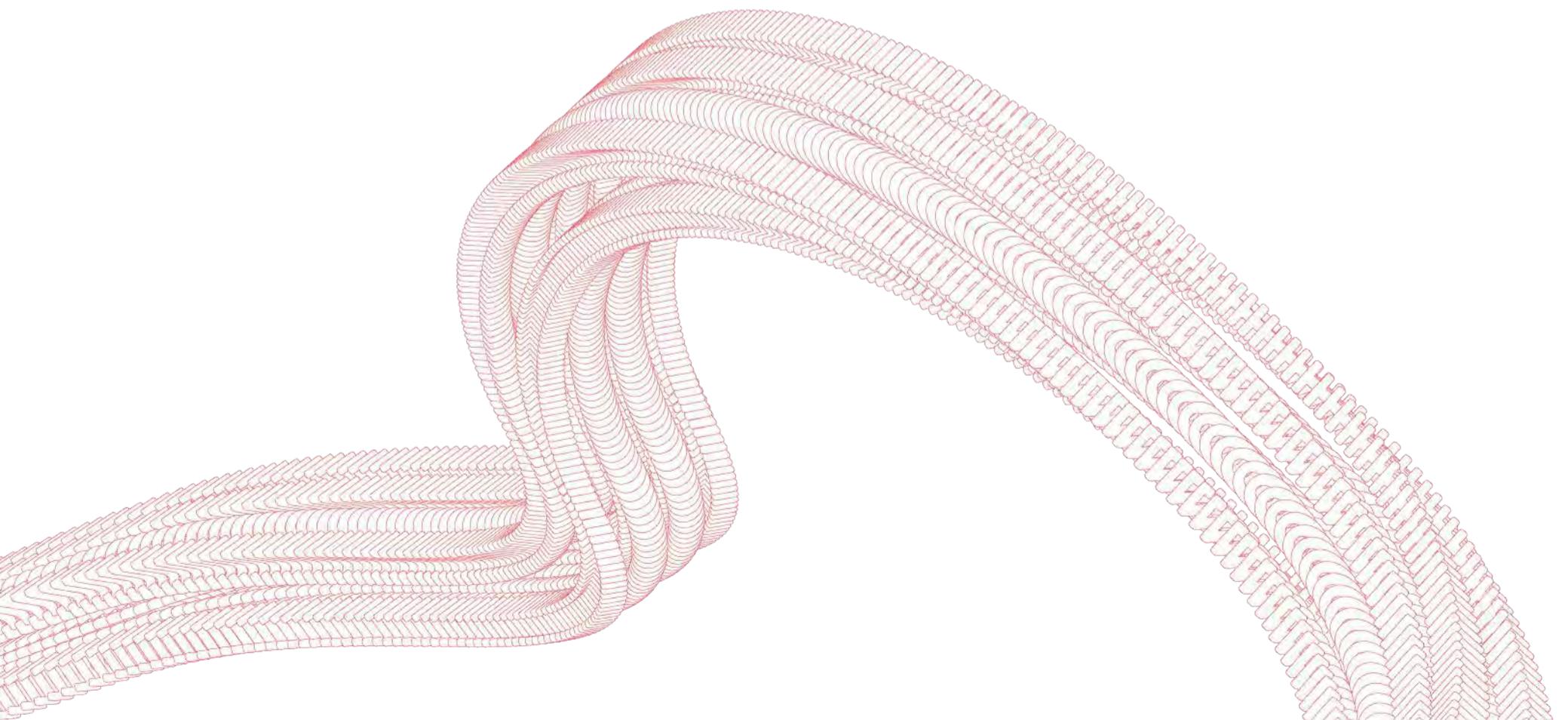
gen nahmen sie eigens dafür mit, damit ihre fünfjährige Tochter an der Grenze, wo man manchmal einen ganzen Tag warten musste, in Ruhe schlafen konnte. Sie parkten das Gefährt auf unserem Hof, der abgeschlossen werden konnte, und diese weiße, mit allem Notwendigen ausgestattete Kapsel schien mir eine ideale Kombination aus einem Schutzraum vor den anstrengenden Zeiten und einem Shuttle oder sogar Portal, das einen umstandslos in ein besseres Leben führen konnte. Ein Beweis für das mögliche Wunder war der Umstand, dass ich aus seinen akkuraten Türchen wie aus einer Zaubertruhe von Zeit zu Zeit Wrigley's Spearmint oder Schogetten bekam. Als Kind reichten mir diese Attribute, um fest daran zu glauben, dass die Welt dort, wo man solche makellosen Häuschen auf Rädern baute, besser war und alle Menschen dort frischen Atem hatten.

Heute denke ich viel mehr darüber nach, wie viele Szenen aus dem Film Das Leben der Anderen sich im Leben dieser Menschen ereignet haben mochten. Haben ihnen die Beherrschung des Russischen als Muttersprache und der Besuch bei den Verwandten und Freunden in der Sowjetunion womöglich besondere Verpflichtungen auferlegt?

Zu jener Zeit war die Vereinigung beider deutscher Staaten schon in aller Munde, und ich kann mich noch daran erinnern, wie unsere Freunde einmal damit herausplatzten, dass es schwer zu verstehen sei, warum sich die Sowjetrepubliken von Moskau abspalten wollten, wo doch Europa gerade versuche, alle Grenzen abzuschaffen. In den vergangenen dreißig Jahren ist die Antwort auf diese Frage sicher deutlich geworden, sogar für diejenigen, die nicht persönlich davon betroffen sind.

Seitdem hat uns die Welt vor viele neue Fragen und Herausforderungen gestellt. Jeden Tag wird neues Öl ins Feuer gegossen. Ohne die Linie der Partei und die Dogmen der Religion fühle ich mich manchmal verloren wie das neunjährige Kind von damals. Aber der Sommer 1989 hat mich gelehrt, dass es nichts nützt, von anderen Antworten und Lösungen zu erwarten. Oft liegt die Rettung in dem Mut, einfach Tinte auf einen hellen Stoff tropfen zu lassen und zuzuschauen, wie sich die Ränder des Flecks nach außen verschieben.

Aus dem Ukrainischen von Claudia Dathe



1989-1991

THE YEARS OF CHANGE

Impressum

The Years of Change 1989–1991. Mittel-, Ost- und Südosteuropa
30 Jahre danach.
Ein Programm der Bundeszentrale für politische Bildung in
Kooperation mit dem Literaturhaus Leipzig.

Team

Kuration, Konzeption und Realisierung: Kateryna Stetsevykh
und Katarina Berg (Bundeszentrale für politische Bildung)

Organisation: Kristina Mencke (Bundeszentrale für
politische Bildung)

Kommunikation: Daniel Kraft (Stabsstelle Kommunikation,
Bundeszentrale für politische Bildung)

Bundeszentrale für politische Bildung

Stabsstelle Kommunikation

Daniel Kraft

Adenauerallee 86

53113 Bonn

Tel +49 (0)228 99515-200

Fax +49 (0)228 99515-293

presse@bpb.de

Design

mischen, www.mischen-berlin.de

Copyrights

Assejew Stanislaw (privat), Bužarovska Rumena
(Boris Grdanoski), Djokić Dejan (privat), Hapeyeva Volha
(Zhanna Gladko), Jakymchuk Ljubov (Valentyn Kuzan), Kolanović
Maša (Timna Tomiša), Lozo Ignaz (Detlef Gottwald),
Martinowitsch Viktor (Kaciaryna Syramalot), Neef Christian
(privat), Schlögel Karl (privat), Shyyan Haska (Hanna Hrabarska),
Zhadan Serhij (privat)

Die in den Diskussionen geäußerten Beiträge geben die
Meinung des jeweiligen Teilnehmers und nicht die Meinung
der Veranstalter wieder. Für Vervielfältigungen, Bearbeitungen,
Verbreitungen sowie jede Form der Verwertung ist die vorherige
Zustimmung der Partner oder des jeweiligen Rechteinhabers
einzuholen.